*MASTER*
*NEGATIVE*
*NO. 91-80404-18*

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

*AUTHOR:*

VOGT, EDMUND

*TITLE:*

DIE POLITISCHEN BESTREBUNGEN...

*PLACE:*

KÖLN

*DATE:*

1870

Master Negative #
91-80404-18

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

## BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

874.08
Z8
v.2

Vogt, Edmund.
... Die politischen bestrebungen Stilichos während seiner verwaltung des weströmischen reiches; erster theil, einleitung und quellen, von Dr. Edmund Vogt. Köln, Bachem, 1870.
24 p. 25 cm.

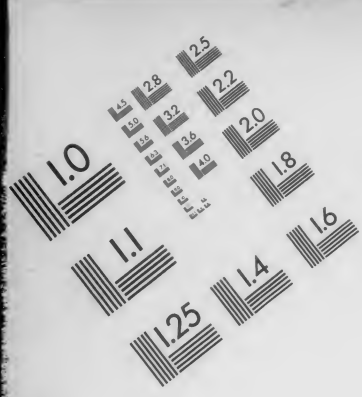
Programm des Katholischen gymnasiums an der Apostelkirche zu Köln.
Vol. of theses.

60749

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35M REDUCTION RATIO: 13X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 12/27/91 INITIALS RD
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



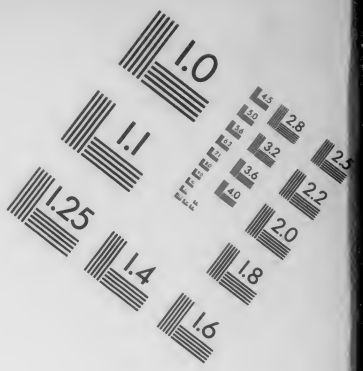


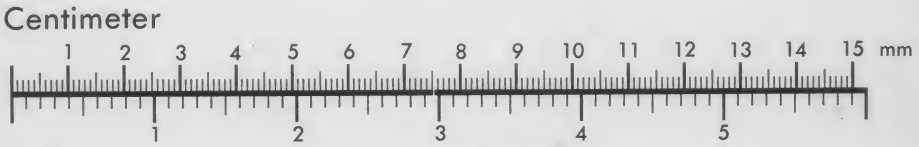

**AIIM**

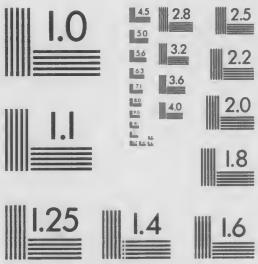
**Association for Information and Image Management**

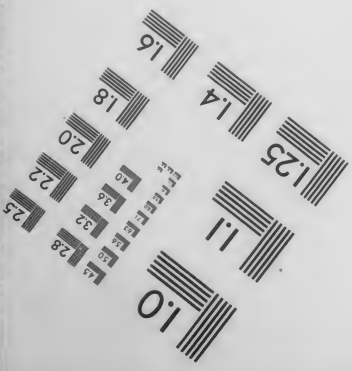
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

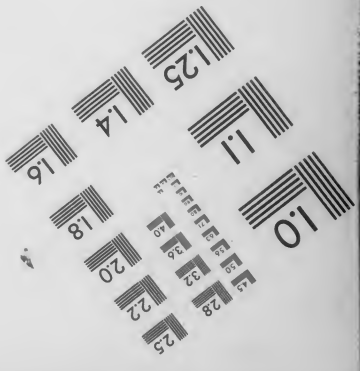
301/587-8202




MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

# Programm

des

# Katholischen Gymnasiums an der Apostelkirche

zu Köln.

## Zehntes Schuljahr. 1869—1870.

Zusammengestellt von dem

**Director des Gymnasiums**

Prof. H. Bigge.

Inhalt:

I. **Die politischen Bestrebungen Stilichos während seiner Verwaltung des weströmischen Reiches. Erster Theil. Einleitung und Quellen.** — Von Dr. Edmund Vogt.

II. **Schulnachrichten.** — Von dem Director.

**Köln.**

Druck von J. P. Bachem, Verlagsbuchhändler und Buchdrucker.

1870.

874.08
Z8
v.2

# I.

## Die politischen Bestrebungen Stilichos während seiner Verwaltung des weströmischen Reiches.

### Erster Theil. Einleitung und Quellen.

In der Nacht des 15./16. Januar 395 n. Chr. verschied zu Mailand Theodosius, der Kaiser des gesammten römischen Reiches, 4 Monate nach dem Siege, welcher auch das Scepter des Westreiches in seine starke Hand gelegt hatte. Wohl mag die Sorge um das Reich und seine jugendlichen Erben die Seele des sterbenden Herrschers so geängstigt haben, daß sie selbst den nahenden Tod vergaß; denn nur er wußte, wie tief innerlich seit 20 Jahren die Lage des Reiches umgestaltet, wie künstlich und gefährlich die Stützen des äußerlich noch so prunkhaften Baues waren und welche seltene Vereinigung fast gegensätzlicher Eigenschaften, kühne Thatkraft und die kluge Vorsicht der Schwäche, dies kranke Reich von seinen Herrschern forderte. Die ernsten Lehren einer so schwierigen Regentenkunst, die nicht in freudiger Kraft, den großen Regungen eines idealen Strebens folgend, schaffen darf, sondern mit oft gar schmerzlicher Selbstüberwindung Heilmittel, welche die gesunde Kraft verachtet, für einen siechen Staatskörper sorgenvoll suchen und verwerthen muß, diese lebenfristenden Vorschriften eines sterbenden Herrschers für sein sterbendes Reich prägte Theodosius wohl in seinen letzten Stunden noch einmal seinem erprobten Feldherrn Stilicho ein, dem 36jährigen hochgewachsenen Vandalen, welcher der treueste und begabteste Gefährte seiner Kriegszüge gewesen und jetzt von ihm zum Vormund und Hort seiner an Jahren und an Begabung armen Söhne bestellt ward. Nur auf dem Wege, welchen der große Kaiser selbst beschritten hatte seit dem Tage, an welchem er aus seiner ländlichen Muße abberufen ward zur Rettung des Ostreiches, bis zu seinem Tode, nur in der Wahrung und weitern Entwickelung seiner Grundsätze war noch ein Aufschub des Endes zu hoffen, man mußte gründlich brechen mit den Traditionen des altrömischen Stolzes, und keine Lehre wird ja schwerer begriffen, als die, welche festgewurzelten Stolz ausrotten soll. Und weil jene Regierungsweisheit nicht durch einen allezeit und überall verständlichen idealen Inhalt für uns leicht faßlich ist, sondern nur aus der Eigenthümlichkeit der Zeitverhältnisse, aus der Besonderheit ihrer Krankheitserscheinungen gewürdigt werden kann, und weil die Quellen, aus welcher die Geschichte dieser Zeit geschöpft werden muß, zwar einzelne Krankheitssymptome offenbaren, aber nicht das mindeste Verständniß für die einzig berechtigten Heilmittel und die mühevolle Arbeit derer, welche retten wollten, so muß jedem Versuche eines Urtheils über diese Zeit

und ihre Männer ein besonders vorsichtig prüfender Rückblick auf die nächste Vergangenheit vorangehen, damit ein objectives Bild von der Lage des römischen Weltreiches, von dem innersten Wesen seiner Bedrängnisse und Bedürfnisse gewonnen werde. —

Um das Jahr 374 waren die „schwarzen" Hunnen, welche aus der kirgisischen Steppe durch das große Völkerthor zwischen dem Ural und dem kaspischen Meere westwärts vorgedrungen und die zwischen Wolga und Don ausgebreiteten Alanen in hartnäckigen Reitergefechten bezwungen hatten, den Marken des Ostgothenreiches genaht. Furchtbar war die Erscheinung dieser tschudischen Reiterhorden, und die Schilderung, welche ein im Felddienste gestählter Kriegsmann [1]) von ihnen entwirft, läßt uns die ostgothische Sage begreifen, daß sie Sprößlinge seien der von Filimer in die Wüste verscheuchten Zauberinnen und böser Dämonen. Dicke Köpfe, mit unförmlichen Lederkappen bedeckt, auf kurzgedrungenen gekrümmten Leibern, die gelben, bartlosen Wangen von eisernen Werkzeugen durchfurcht, die haarigen Beine mit Bockfellen umwickelt, glichen sie zweibeinigen Thieren oder roh behauenen Holzfiguren; Feuer und Gewürz verschmähend, nährten sie sich von Wurzeln und mürbe gerittenem Fleisch. Ueber ihre Zelte spannte sich kein Rohrdach, und Wohnungen scheuten sie wie das Grab; mit ihren kleinen häßlichen Pferden waren sie fast zusammengewachsen, kämpften und schliefen auf ihnen, und ihre plumpe Fußbekleidung erlaubte ihnen nicht, auf der Erde sicher aufzutreten. Mit mißtönendem Kriegsgeschrei sprengten sie blitzschnell zu ungestümem Angriffe hervor, ritten alles nieder, kämpften zugleich mit dem Schwerte und dem tückischen Lasso und zerstoben eben so schnell, wenn der Angriff mißlungen, indem sie aus der Ferne mit großer Sicherheit die mit Knochenspitzen versehenen Pfeile abschossen. Pflug und Ackerbau waren ihnen unbekannt; ohne Haushalt, ohne Gesetze, ohne religiösen Brauch schweiften sie mit ihren Karren umher, und wie ihr Leben, so unberechenbar wechselnd war ihr Sinn, nur den Impulsen des Augenblickes, den rasch sich regenden fast thierischen Trieben folgend. Solcher Art war das Volk, welches bestimmt war, jene Völkerbewegung einzuleiten, in welcher die alte Welt in Trümmer gehen und eine neue erblühen sollte. Das Reich der Ostgothen widerstand den andringenden Horden ebenso wenig als die Alanen. Der alte Hermanrich aus dem Geschlechte der Amaler hatte ein erbliches Königthum im Gothenstamme begründet und durch glückliche Kriege seine Herrschaft auch über slavische Stämme ausgedehnt; aber in seinem von der Sage gesteigerten Greisenalter, bei der nahenden Hunnengefahr lockerte sich das große Gefüge. Die Westgothen, deren jedenfalls nur äußerliches Verhältniß zum Königthum des Hermanrich wir nicht genau bemessen können, [2]) erscheinen völlig von ihren Stammverwandten getrennt, und nicht nur das Volk der Rosomonen (Roxalanen?), deren frühern Abfall Hermanrich an der Gattin eines Häuptlings grausam gerächt hatte, empörte sich, sondern im eigenen Volke scheinen sich Widersacher gegen die königliche Macht des Greises erhoben zu haben. Vor dem entscheidenden Kampfe mit den Hunnen gab wohl der verzweifelnde Herrscher sich selbst den Tod, und während die seinem Geschlechte feindseligen Glieder des Volkes unter Winithars königlicher Führung den Hunnen tapfer widerstanden, beugten sich die andern dem wilden Feinde und stritten in schimpflichem Bunde mit ihnen gegen ihre Stammgenossen. Nach Winithars Tode auf dem Schlachtfelde zogen sich die tapfern Vormünder seines Sohnes, Alatheus und Saphrax, den Niederungen des schwarzen Meeres

[1]) Ammian. Marcell. XXXI. 2. — [2]) V. Wietersheim (Gesch. der Völkerw. IV. S. 11—24) faßt die Verbindung der West- und Ostgothen zu Hermanrichs Zeiten offenbar als eine noch viel zu enge auf; die quellenmäßige Begründung seiner Conjectur fehlt ganz.



entlang an das Donauufer zurück mit ihren Ostgothen, denen sich Horden der Alanen und selbst der Hunnen zugesellt hatten. Die Steppen zwischen Don und Dniestr waren also den Hunnen preisgegeben. Der tapfere Westgothenführer Athanarich, der schon einen zweijährigen Krieg gegen Kaiser Valens bestanden, erwartete kühn verschanzt hinter dem Dniestr die Feinde, und als die Hunnen in mondheller Nacht, die westgothischen Vorposten umgehend, eine Furth des Dniestr durchwatet und die Gothen überfallen hatten, wandte er sich südwestlich, verschanzte sich noch ein Mal zwischen Sereth und Donau, vielleicht in den Pässen des keilförmig vorgeschobenen Grenzgebirges zwischen Siebenbürgen und Moldau, und zog sich endlich in das bergumwallte Siebenbürgen selbst zurück, da er es verschmähte, von den verhaßten Römern Wohnsitze jenseits der Donau zu begehren. Der Gegner des kraftvollen, aber schroffen und verfolgungssüchtigen heidnischen Athanarich im eigenen Volke war Fritigere, der Führer der christlichen Westgothen, welcher in Folge eines Kampfes mit Athanarich südwärts nach dem Donauufer gezogen war. Auch dieser Theil des Gothenstammes sah sich jetzt von dem Hunnensturm bedroht. So entstand am nördlichen Gestade der untern Donau bis nach Böhmen hin ein wirres Wogen und Drängen aufgestörter Völker, welches die Commandanten der römischen Wachtstationen mit Besorgniß beobachteten. Fritigere und seine Westgothen baten zuerst um Aufnahme in das römische Thracien; sie versprachen als ruhige Unterthanen des oströmischen Kaisers das Land zu bebauen und die Reichsgrenze zu vertheidigen. Das Ostreich beherrschte damals Valens, ein Mann, der schroffe Gegensätze, eine energische Anspannung einer nicht unbedeutenden Kraft und kriegerischen Tüchtigkeit mit schlaffer Sorglosigkeit in sich verband und mit der neidgemischten Bewunderung einer nicht selbständigen und doch thatenlustigen Natur seinem kräftigern und glücklichern Bruder Valentinian I., dem Kaiser Westroms, nachstrebte. Valentinian war vor Kurzem gestorben und hatte das Reich seinem Sohne Gratian hinterlassen; den Rath seines ältern Bruders konnte also Valens nicht mehr einholen, als die mit der Staatspost nach Antiochia beförderten westgothischen Sendboten die Aufnahme auf das südliche Donauufer von ihm erbaten. Schon oft waren nordische Stämme in römisches Gebiet aufgenommen worden, und nicht zum Schaden des Reiches, und wenn auch jetzt die große Zahl harrender Stämme, die tiefgehende Bewegung im Norden der Donau die neue Bitte bedenklich machten und ihre Gewährung die Kette barbarischer Ansiedlungen in den nordischen Grenzprovinzen in gefährlicher Weise vervollständigte, der eigentliche Grund des kommenden Unheils lag doch nicht so sehr in der Gewährung dieses Gesuches an und für sich, als in den niedrigen Motiven, in der eben so unsittlichen als unklugen Ausbeutung der Angesiedelten. Kurzsichtige Täuschung über die Größe der Gefahr, Schwäche und Habgier gaben die Entscheidung; man schmeichelte sich, durch die frische Kraft der Gothen die eigene hinfällige Kriegsmacht schnell und ohne eigenen Kraft- und Geldaufwand zu stärken und die von den Unterthanen gezahlten Rekrutierungssteuern zu sparen, und so gab Valens den verhängnißvollen Befehl, die Westgothen als römische Bündner in Thracien anzusiedeln. Wie alle Bündner, sollten sie außer der militärischen Deckung der ihnen angewiesenen Grenzdistricte ein bestimmtes Contingent in die römische Armee zur beliebigen Verwendung der Regierung stellen. Die Gefahr lag noch immer fern; die Gothen erstrebten ein ehrliches und friedliches Verhältniß und waren noch nicht lüstern nach den Landschaften und Schätzen des Reiches. Echt germanische Naturen, hegten sie eine sittliche Scheu vor dem Fremden, sie ahnten den Culturinhalt der römischen Welt, und mit der Empfänglichkeit eines bildungsfähigen Volkes dachten sie groß von demselben und wogen noch nicht in ungebändigter Begierde die beiderseitige Stärke und das Recht des Stärkern ab. Es war der nichtswürdigen Entartung der römischen Beamtenwelt vorbehalten, die gothischen Gemüther zur Empörung zu zwingen und das Verhängniß zu beschleunigen, und wenn

ums etwas seltsam erscheint bei dieser frechen und unverhüllten Schändung einer arglosen, durch die Cultur noch nicht verfeinerten Volksnatur durch eine entsittlichte Uebercultur, so ist es der Langmuth, mit welchem die schlanken, breitschulterigen Germanen, in deren Seelen doch tiefe Empfindung und reizbares Ehrgefühl wohnten, die Mißhandlung ertrugen, bevor sie zum rächenden Schwerte griffen. Die römischen Wachtschiffe brachten die hungerigen Schaaren auf das rechte Ufer, die römischen Beamten vermochten die Menge des Volkes nicht zu verzeichnen, welche nach der freilich wohl zu mäßigenden Angabe des Eunapius 200,000 streitbare Männer umfaßte. Zur eigenen Sicherung hatten die Römer zunächst die kriegsuntüchtigen Volkstheile übergesetzt und für die Zeit der Ueberfahrt bis zur Abführung der einzelnen Haufen in die ihnen bestimmten Districte Ablegung der Waffen verlangt. Für Lebensmittel, welche aufgenommenen Bündnern stets aus Staatsmitteln geliefert wurden, bis ihre Ansiedlung vollendet war, hatten die römischen Beamten keine genügende Fürsorge getroffen, das Vorhandene, verdorben und ungenießbar, verkauften sie zu maßlosen Preisen, und als die todte Habe den Gothen abgepreßt war, zwang der Hunger sie, Weib und Kind an die lauernden Sklavenhändler zu verkaufen und die Blüthe ihrer Jugend zu opfern. Die eigene Noth ward ihnen noch fühlbarer durch den Anblick römischer Ueppigkeit und Schwelgerei; die düstere Stimmung steigerte sich zum nachhaltigen Hasse, mit Unlust brachen sie zu den ihnen angewiesenen Quartieren auf, und schon regte sich in Fritigeres Seele das Gelüste zur Schilderhebung. Ein tückischer Anschlag des römischen Statthalters Lupicin auf das Leben Fritigeres und der vornehmsten Gauführer fachte die Kriegsflamme plötzlich an. Die Führer waren zu einem üppigen Mahle nach Marianopel geladen; nur ihre Leibwache wurde in die Stadt und den Palast eingelassen, das zahlreiche Begleitungscorps mußte vor den Thoren zurückbleiben und ihren Bitten um Einlaß behufs des Einkaufs von Lebensmitteln begegnete nur verächtlicher Hohn; die mißhandelten Gothen griffen zur Wehre, und einige Römer zahlten ihren Uebermuth mit dem Leben. Als die Kunde von diesen Vorgängen insgeheim dem halbtrunkenen Statthalter gebracht wurde, ließ er die Leibwache der gothischen Führer im Palaste niederhauen. Der Angstschrei eines Schlachtopfers drang zu Fritigeres Ohren und machte die Ahnung des Verrathes zur Gewißheit; beherzt sprang er auf, und mit dem Rufe, daß er, nur er, den Aufruhr draußen zu dämpfen vermöge, stürmte er hinaus, begleitet von den übrigen Führern, schwang sich, von seinen jubelnden Kriegern umringt, auf's Pferd und verschwand, um den ganzen Stamm zur Rache zu entflammen. Dumpf schallten die langgezogenen Töne der Stierhörner durch die Gaue, Reiterschwärme flogen plündernd durch die Ebenen, und zahlreiche Feuersäulen leuchteten zu dem beginnenden Rachefeste. Beim ersten Zusammenstoße durchbrachen die Gothen mit ihrem keilförmig vorgeschobenen Centrum die von Lupicin ihnen entgegengeführten Schaaren. Die Leichen der Feinde müssen ihnen treffliche Waffenstücke geben, das offene Land wird schonungslos verheert mit jener Zähigkeit, welche gerade Völkern, die nicht von schneller Reizbarkeit sind, eignet, wenn jedes Maß der Aufreizung überschritten ist. Gothische Söldnerschaaren gesellen sich in Folge unkluger und entehrender Behandlung ihren plündernden Stammgenossen zu; die vordem beim Uebergange über die Donau durch die bitterste Noth der Sklaverei preisgegebenen Verwandten eilen herbei und sind treffliche Führer zu verborgenen, schätzegefüllten Räumen. An den hohen, mit Wurfgeschützen reich versehenen Festungsmauern Adrianopels prallten Fritigeres Stürme freilich ab, und er schied von der Stadt mit den stolzen Worten: „Ich führe nicht mit Mauern Krieg." Die Lage der Römer ward immer drohender. Schon damals, als die aufgenommenen Westgothen in ihre Districte geführt und zur Ordnung der Märsche Truppen aus den Uferbesatzungen verwandt wurden, waren zahlreiche Ostgothenschaaren unter Alatheus und Saphrax ohne römische Erlaubniß übergesetzt und unterstützten jetzt im westlichen Thracien



ihre Stammverwandten. Kaiser Valens schloß mit den Persern eiligst Frieden und sandte die kriegsgeübten armenischen Legionen nach Thracien; auch sein Neffe Gratian ließ einen Theil der kaiserlichen Garden unter Richomers Führung zum oströmischen Heere stoßen.

Fritigere hatte sich, mit reicher Beute beladen, durch die Balkanpässe nach den Donaumündungen gewandt, und dort „bei den Weiden" im nördlichsten Winkel der Dobrudscha wurde während eines ganzen Tages blutig, aber unentschieden gestritten. [1]) Als aber die von dem römischen Reitergeneral Saturninus in bedrohlicher Weise eingeengten Gothen durch Alanen und Hunnenhorden verstärkt worden, zogen sich die Römer südwärts nach Constantinopel hin zurück, und wiederum verheerten die Gothen Thracien bis zum Despoto Dagh hin. Im Frühlinge 378 kam Valens selbst nach Thracien; mit rastlosem Eifer warf er sich in die Kriegsgeschäfte; wie ihn aber stets ein krankhafter, nachahmungssüchtiger Ehrgeiz beherrschte, so konnte er auch jetzt, als er vernahm, daß sein Neffe Gratian die Alemanen bezwungen und nun donauabwärts zu seiner Unterstützung heransegle, die Lust nach gleichen Siegestrophäen nicht bemeistern, und bei Adrianopel kam es zur entscheidenden Schlacht. Vor dem Kampfe noch verlangte Fritigere als Bedingung des Friedensschlusses die Abtretung eines Theiles von Thracien sammt Vieh und Früchten; Valens lehnte den Vorschlag ab. Als der Kampf sich eben, noch während der künstlich von Fritigere hingezogenen Unterhandlungen, durch das kühne Vorrücken der römischen Bogenschützen entsponnen hatte, erschienen die sehnlichst erwarteten Ostgothen unter Alatheus und Saphrax, durch Alanen verstärkt, und griffen sofort ungestüm in den Kampf ein. Der linke Flügel des römischen Fußvolkes drang siegreich vor bis zur gothischen Wagenburg; da aber die Reiterei geflohen, wurde das Fußvolk von den feindlichen Massen umschlossen und fast erdrückt. Gegen das Ende des Tages führten die Gothen den letzten wuchtigen Stoß gegen das Centrum und den rechten Flügel der Römer aus; vor solchem Anprall zerging der feindliche Damm. Der Kaiser selbst focht wie ein alter Römer, von Leichenhaufen umthürmt, und hielt verzweiflungsvoll Stand an der Spitze einiger Reiterschwadronen, bis ihn, schon in der Abenddämmerung, ein Pfeil zu Boden streckte. Einige Getreuen trugen den verwundeten Herrn in ein nahes Bauernhaus. Bald nahten siegestrunkene Feinde, versuchten in die Hütte einzubrechen, und als ein Pfeilhagel vom Dache her sie zurückwies, gaben sie die Hütte und mit ihr den Kaiser den Flammen preis. So endete der 9. August des Jahres 378, ein Tag, den schon Ammianus [2]) voll grimmigen Schmerzes mit dem Tage von Cannä vergleicht. Aber er war ungleich folgenschwerer als sein blutiger Vorgänger. Nicht die 40,000 Römerleichen auf der Wahlstatt, nicht die Verheerung des Landes vom adriatischen Meere bis zum Bosporus waren die böseste Frucht des Tages, die nachhaltige moralische Wirkung des Gothensieges war es. Jetzt erst hatten die Gothen gründlich vom Baume der Erkenntniß genossen; wenn sie die sittliche Entartung der im äußern Culturprunk schimmernden Römerwelt schon seit der Ansiedlung in Thracien immer gründlicher erkannt hatten, so lag jetzt auf dem Schlachtfelde von Adrianopel der blutige Beweis, daß in diesem Glanze, in diesen scheinbar reichen Mitteln nur die Schwäche sich berge, es wich der letzte Rest der Scheu, die aus dem kindlichen Wahn entsprang, daß die schönere Welt auch die bessere sei. Die Gothen fühlten sich nunmehr als die Herren, denen es nicht mehr geziemte, eine Provinz zu erbetteln, sie fühlten die Kraft in sich, die römische Welt zu bezwingen, und die Frevel, welche diese Welt an ihnen begangen hatte,

[1]) Die im Wesentlichen auf strategische Gründe gestützte Conjectur, nach welcher v. Wietersheim (Gesch. der Völkerw. IV. 81 u. 509) statt ad Salices Ammian. Marc. XXXI, 7 ad Radices (zwei Orte im Balkan) lesen will, scheint mir schon deshalb gewagt zu sein, weil bei dem Charakter solcher Feinde und eines solchen Krieges die Berufung auf die „Kriegsraison" nichts entscheiden kann. — [2]) Ammian. Marc. XXXI. 13.

nahmen ihnen auch jedes Bedenken, das Recht des Stärkern auszuüben. Die Mittel der römischen Verzweiflung, der tückische Mord, den der kaiserliche Befehlshaber Julius in Kleinasien an den durch trügerische Versprechungen zusammenberufenen gothischen Geiseln vollziehen ließ, mußten nicht nur den Haß, sondern auch die Verachtung noch vertiefen; denn es ist in der That ein entsetzliches Selbstbekenntniß der Ohnmacht, wenn der Meuchelmord nur noch das einzige Mittel der „Staatsraison" ist. —

So unheilbar lag das Ostreich darnieder; nur in den festen Städten, kleinen Inseln in einem Meere der Verwüstung, behaupteten sich die herrenlosen, geängstigten Bewohner. Wer konnte und mochte eine rettende Hand anlegen? Es bedurfte fürwahr eines großen Heilkünstlers, um diesem Reiche das Leben zu fristen, und ein solcher erschien dem Osten aus dem äußersten Westen. In Spanien, bei Valladolid, lebte seit einigen Jahren in ländlicher Beschäftigung Theodosius, der in seines gleichnamigen Vaters Schule in Britannien und Afrika sich zum tüchtigen Feldherrn gebildet, selbst die Sarmatenhorden aus Thracien verjagt und bei seinen Kriegern jene anhängliche Begeisterung geweckt hatte, die stets das Kennzeichen der Feldherrnbegabung ist. Als sein Vater durch eine Hofcabale sein verdienstvolles Leben eingebüßt, ward es dem Sohne vergönnt, in der Heimath ein glücklich stilles Leben zu führen. An diesen Mann erging Gratians Ruf, den Kern des Ostreichs zu retten, und er, den kein Ehrgeiz in seiner Meierei gestachelt hatte, übernahm die dornenvolle Aufgabe als einen würdigen Lebensinhalt. Theodosius schaute den Verhältnissen klar in's Angesicht; ihn führte kein vorgefaßtes Princip irre, keine unbrauchbar oder schädlich gewordene Tradition, er erkannte die Quellen des ganzen Unheils in der nichtswürdigen, ehr- und treulosen Behandlung der Germanen und in der haltlosen Schwäche, die immer Großes wollte und nicht ein Mal das verschmähte Kleine vermochte, in der erschlafften Disciplin der römischen Heerestheile, in der Entsittlichung des Beamtenthums; diese Quellen mußten zunächst verstopft werden. Er erkannte die einzig gedeihliche Art, mit den unabweisbaren Feinden sich auseinanderzusetzen, und was das Wichtigste war, weil gerade eine edele und thatkräftige Natur sich darüber täuschen konnte, er täuschte sich nicht über den Grad der Heilbarkeit. Seit dem Tage von Adrianopel war in den Trümmern des römischen Heeres der Rest von Muth und Siegeshoffnung erstorben; die Gothen schienen den Römern jetzt ebenso unüberwindlich, wie sie selber in glücklichern Zeiten den fremden Völkern. Theodosius versuchte keinen großen Schlag zu führen; von seinem Hauptquartier Thessalonich aus, durch dessen Besitz ihm die Verbindung mit der Hauptstadt und den asiatischen Reichstheilen gesichert war, wehrte er in kleinen, meist glücklichen Unternehmungen, deren Ausgang das Ganze nicht bedrohen konnte, den in einzelnen Gauschaaren plündernden Feinden, die in ihrem Siegesstolze die einheitliche Führung verschmähten und Fritigeres herzoglicher Gewalt, welche nur die Zeiten der Noth befestigt hatten, wohl nicht mehr so gefügig waren; so fachte er langsam das kriegerische Selbstgefühl in seinen Truppen wiederum an, verstärkte ihre Reihen durch Aufnahme von Bergleuten und aufgestörtem Landvolke und knüpfte die Bande heilsamer Zucht immer fester. Der Tod Fritigeres vollendete die Zersplitterung der feindlichen Kräfte, und die unter den Gauführern entstehenden Parteiungen benutzte Theodosius zu klugen Unterhandlungen. Indem er die Gothen ehrlich und mit Achtung behandelte, verschaffte er auch dem römischen Namen wieder Achtung und verwischte nach Kräften die Erinnerung an das alte unsittliche und niedrige Verfahren; durch seine eben so energischen als vorsichtigen kriegerischen Operationen erschütterte er in den Gemüthern der Gothen die siegesfreudige Ueberzeugung von der Schwäche des Römerreiches und verstand es, den alten Zauber, den mächtigen Eindruck römischer Cultur einigermaßen zu beleben. Er gewann durch kluge Herablassung, glänzende und ehrlich gemeinte Anerbietungen gothische Gauführer, so den listreichen Amaler Modar, der ihm im Felde erfolgreiche Dienste



leistete. Ein meisterhafter Zug in seiner Politik war die Aufnahme des westgothischen Athanarich, jenes alten leidenschaftlichen Römerfeindes, der sich in seinen siebenbürgischen Sitzen hart bedrängt sah, auf römischen Boden. Athanarich hatte die Römer nur glühend gehaßt, aber nicht verachten gelernt; bei ihm war jener Zauber einer reichen Cultur noch nicht geschwunden, da ihn die Erfahrungen der letzten Jahre in seiner Gebirgsfeste nicht berührt hatten, und auch die Gluth seines Hasses war durch Entwöhnung und durch das mildernde Alter gekühlt. Er erschien in Constantinopel, von Theodosius mit absichtsvollem Glanze empfangen, und bewies, wie sehr die Geister der nicht durch römische Thorheit und Schlechtigkeit vorzeitig aufgeklärten Germanen unter dem Bann kindlicher Bewunderung des römischen Culturglanzes lagen. Geblendet von der Pracht und Größe der Paläste, von dem bunten, geschäftigen Menschenstrome der verschiedensten Nationen, von dem großartigen Treiben im mastenreichen Hafen und zugleich bewältigt von der liebenswürdigen Majestät des kaiserlichen Wirthes, rief er aus: „Ich schaue jetzt, was ich oft ungläubig hörte, den ruhmreichen Glanz einer so gewaltigen Stadt; wahrlich ein Gott auf Erden ist der Kaiser, und wer gegen ihn die Hand erhebt, wird seines eigenen Blutes schuldig." Das war die Stimmung, die man mit aller Sorge möglichst lange wahren und nähren mußte, und an dieses Gefühl, welches in Athanarichs Seele um so bedeutsamer ist, als er unter allen Gothenführern dieser Zeit in seinem zähen und schroffen Wesen wohl das geringste Maß jener dem ganzen Stamme eigenthümlichen Weichheit und Empfänglichkeit hatte, knüpften sowohl Theodosius als sein größerer Schüler Stilicho ihre Rettungspläne. Die kluge Saat des Kaisers trug ihre Früchte, obwohl Athanarich selbst nach wenigen Tagen starb; sein glänzendes Leichenbegängniß, das ihm errichtete Denkmal, Theodosius' huldvolle Freigebigkeit gewann ihm die Schaaren des Gefeierten, die germanischen Gemüther zollten dankbare Ehrfurcht dem, der ihren todten Führer so geehrt hatte, und traten gern in ein engeres Verhältniß zu ihm. Bald beeilten sich nun auch die andern Häuptlinge, die sich schon als Herren gefühlt hatten, Frieden zu schließen, um nicht in Folge eines hartnäckigen und bei ihrer Vereinzelung fruchtlosen Widerstandes vielleicht auf günstige Föderatbedingungen verzichten zu müssen. So wurde das Verhältniß zu den germanischen Stämmen in Thracien geregelt, ein Werk von unendlicher Mühe, klügster Bedächtigkeit und rastloser Energie.

Das Bündnerverhältniß war seiner Natur nach sehr dehnbar; es hing von dem Maße der persönlichen Kraft und Klugheit des Kaisers ab, ob die Bündner herrschten oder beherrscht wurden. Daher erklärt sich auch die wechselnde Auffassung des Verhältnisses bei den Römern, bald die stolze Versicherung, daß die Barbaren im römischen Kriegsdienste die Grenzprovinzen bewachen müßten, bald die Klage, daß die Provinzen ein Raub der Barbaren seien; ebenso wird auf germanischer Seite das Verhältniß bald als Bündniß, bald als Unterthänigkeit aufgefaßt, und gerade die letztere Anschauung wirft wohl das hellste Licht auf die spätern Bestrebungen Alarichs. Nach den Grundbedingungen jedes Föderatverhältnisses behielten die Germanengaue ihre innere Verfassung und die freie Wahl der Führer, verpflichteten sich zur Stellung von Hülfstruppen unter eigenen Führern, durften aber nicht in größern Gauverbänden sich einen König wählen; die Königswahl kann wohl als sicheres Kennzeichen gelten für den Bruch des bündischen Verhältnisses. Den Kern des Westgothenvolkes bildeten nach der Beruhigung Thraciens die Bündner in Thracien, im Wesentlichen die früher unter Fritigeres Führung geeinigten Gaue, also die christlichen Gothen. Ihr Bekenntniß war aber die ketzerische Lehre des Arius, und da Theodosius als eifriger Gegner dieser unter Valens erstarkten Lehre strenge Edicte gegen ihre Bekenner erließ,[1])

[1]) Wenn v. Wietersheim (Gesch. der Völkerw. IV., 9. Cap.) Theodosius' Maßregeln gegen die Arianer für einen

so mußte, wenn auch diese Erlasse sich auf die Bündner nicht erstreckten, doch bei der durch den schmerzlichen Wechsel der Verhältnisse gesteigerten Reizbarkeit der Arianer ein feindseliger Gegensatz zwischen der ausgeprägt katholischen Regierung und den arianischen Föderierten sich entwickeln, zumal da dieser Theil der Gothen die Sieger von Adrianopel umschloß, in denen die Erinnerung an jenen Tag noch nicht erlöschen konnte. Die heidnischen Schaaren Athanarichs waren in ein näheres Verhältniß zum Kaiser und Reiche getreten in Folge der freundlichen Beziehungen, welche ihren Führer in seinen letzten Tagen dem Kaiser genähert hatten. Sie waren in die römischen Legionen aufgenommen worden, für ihre Führer hatte der Kaiser Offizierstellen geschaffen, sie fanden in der gesammten Verwaltung Verwendung, gehörten also in den engern Staatsverband und hatten mit der Tradition ihres eigenen Volkes gebrochen. Diese Elemente konnten nur gefährlich werden durch eine Erhebung jenes bündischen Volkskernes in Thracien, die möglicher Weise auch in den römischen Gothen das Nationalgefühl wieder reizte; in jenem Volkskerne mußte also vor Allem vom römischen Standpunkte aus die Gauzersplitterung bewahrt werden. Theodosius, der seiner Politik getreu auch die Gauführer der Bündner an seinen Hof zog und durch ehrenspendende Gastlichkeit zu gewinnen suchte, duldete und übersah mit kluger Mäßigung die Zwistigkeiten zwischen den beiden gothischen Parteien, deren Leidenschaftlichkeit sich einst bei einem kaiserlichen Mahle zu solcher Höhe steigerte, daß in Folge eines lebhaften Wortstreites über die Pflichten der Treue gegen die Römer Fravitta, das Haupt der römisch-gesinnten Gothen, den Eriulf, einen freiheitsstolzen

---

Ausfluß der „Staatsraison" und für ebenso „berechtigt als weise" hält, so muß ich dieser Ansicht selbst „aus dem damaligen Standpunkte" entschieden widersprechen. Wenn wirklich auch die hellern Köpfe dieser Zeit für die heilsame Trennung des Kirchlichen und Politischen, für „eine Glaubensfreiheit innerhalb der nöthigen Grenzen" kein Verständniß hätten haben können, so wäre das Verfahren des Kaisers damit nur *entschuldigt* und keineswegs *gerechtfertigt*. Daß aber auch in jenen Zeiten eine unbefangenere Anschauung auf diesem Gebiete möglich war, beweist schon hinlänglich die Politik des ältern Valentinian und — wie ich im Verlaufe dieser Skizze nachweisen werde — die Politik Stilichos, der gerade nach dieser Seite hin, in der Behandlung des Heidenthums und der christlichen Secten, seinen politischen Lehrmeister Theodosius weit überragt. Wenn der Arianismus nur durch die eifrige Protection der Kaiser Constantius und Valens, keineswegs durch *innere* Kraft so mächtig geworden war, so brauchte man ihn ja nur durch Entziehung jener Protection seiner *innern* Schwäche zu überlassen, keineswegs aber durch äußerliche Zwangsmittel zu unterdrücken und das katholische Bekenntniß durch eine kaiserliche Protection von demselben zweifelhaften Werthe zu heben. Daß aber jene Maßregeln überhaupt nicht aus besonnener „Staatsraison" entsprungen, sondern lediglich aus der persönlichen religiösen Stimmung des Kaisers, daß sie nur ein verkehrter und durchaus unpolitischer Ausdruck einer an und für sich achtungswerthen gewissenhaften Frömmigkeit, eines auf ein fremdes Gebiet verirrten religiösen Pflichtgefühls gewesen sind, beweist der ganze Charakter des Theodosius und besonders ein gewisses Schwanken in diesen Maßregeln, welches sich mit der kühlen „Staatsraison" nicht verträgt, wohl aber mit jenem persönlichen Eifer, der sich wohl zu überstürzen pflegt. (Zu Gunsten der Eunomianer wurden mehrere strenge Edicte nachträglich wesentlich eingeschränkt. Vgl. Cod. Theod. lib. XVI, tit. V, 23, 27 und 36.) Politisch klug können auch wahrlich jene Maßregeln nicht erscheinen, welche in den Gemüthern der freilich materiell nicht davon berührten arianischen Föderatgothen immerhin ein gewisses Mißtrauen gegen die ihrem Bekenntnisse feindselige Regierung nähren mußten und im Jahre 388, als Theodosius gegen Maximus zu Felde gezogen war, in Constantinopel selbst auf die falsche Kunde von der Niederlage des Kaisers einen sehr bedenklichen Aufstand der Arianer hervorriefen. Wir stehen hier entschieden an der Schranke eines sonst gewaltigen Geistes, und mag man die aus einem ernsten Pflichtgefühle erwachsenen Bemühungen des seinem Ende bereits nahen Herrschers, die heidnischen römischen Senatoren für das Christenthum zu gewinnen, immerhin mit einer das rein politische Urtheil mildernden Achtung betrachten, besser wäre es doch gewesen, daß Theodosius auch auf diesem Gebiete durch staatsmännische Toleranz dem Erben seiner Pläne vorgearbeitet und so die Riesenaufgabe Stilichos um ein wesentliches Bruchtheil gemindert hätte.



Führer der Föderatgothen, niederstieß. Die bildungsstolzen Oströmer fühlten sich natürlich auch von dieser gothischen Hofpartei, trotzdem sie ein wichtiges Glied im Staatskörper geworden, durch eine tiefe Kluft geschieden. Mochte auch die elegante Welt Perrücken à la Gothique tragen und in gothischen Jacken und Pelzen kokettieren, so daß sogar die Regierung mit Kleiderordnungen einschritt, die Mode beweist hier eben so wenig für die Achtung der in der Tracht nachgeäfften Menschenklasse wie vor der Revolution die Sitte der französischen Hofdamen, als Schäferinnen durch den Park von Trianon zu schweifen; durch beide Erscheinungen wird nur das Ungesunde der gesellschaftlichen Zustände bewiesen.

Nachdem Theodosius so nach Möglichkeit seine mißliche Aufgabe gelöst hatte, ward er noch berufen, den Sohn des Mannes, der ihm die Krone des Ostreichs übertragen, den jungen Valentinian, nach der Ermordung seines Vaters Gratian gegen den Usurpator Maximus zu schützen, und als Valentinian ebenfalls von dem Franken Arbogast ermordet worden, den Mörder sammt dem von ihm geschaffenen Kaiser Eugenius zu bezwingen, um dann, nachdem er 4 Monate die Kronen beider Reiche getragen, in Mailand sein thatenreiches Leben auszuhauchen. Als Erben seiner beiden Kronen ließ er die unmündigen Söhne Arcadius und Honorius, als Erben seines Geistes und seiner Pläne seinen General Stilicho zurück. —

Die Grundzüge der Geschichte der letzten zwanzig Jahre mußten in Kürze gezeichnet werden, weil auf ihrer Erkenntniß das Verständniß der gewaltigen Thätigkeit des jetzt in den Vordergrund tretenden Mannes beruht, dessen von Unverstand und Leidenschaft entstelltes Bild in besonderm Maße in seiner Reinheit dargestellt zu werden verdient. Die Pflicht ruhiger, wenn auch schmerzlicher Resignation, die Pflicht, sich zu bescheiden mit dem Erreichbaren, für das Erreichbare aber auch die ganze sittliche und geistige Kraft einzusetzen, tritt dem Staatsmann stets entgegen, ernster aber wohl nie, als damals den Lenkern des römischen Reiches, und niemals ist auch die treue Erfüllung dieser Pflicht gründlicher und allgemeiner verkannt worden. Theodosius ist von den Zeitgenossen und der Nachwelt heftig angefeindet, und Stilichos tragisches Ende hauptsächlich herbeigeführt worden in Folge ihrer einzig und allein berechtigten Politik. Hätte Theodosius auch wirklich es vermocht, mit den entnervten Kräften der Römerwelt nach der Weise der alten Zeit die Feinde aus dem Reichsgebiete zu verjagen, das bewegte Völkermeer des Nordens hätte stets neue Wellen über den Rand des Reiches schlagen lassen. Da es nicht möglich war, diese Mächte auf die Dauer abzuweisen, so war es geboten, bei Zeiten die einmal nothwendig gewordenen Beziehungen möglichst vortheilhaft zu gestalten und aus den klug gewonnenen Elementen vorläufig einen Damm zu bilden gegen die andern, die erst im Hintergrunde drohten. Daß dies nur ein Palliativmittel war, erkannten die beiden Männer am klarsten; aber der Staatsmann ist nicht berechtigt, ein solches zu verschmähen, wenn es das einzige ist. Der Philosoph Synesius gab in einer patriotischen Rede[1]) dem jungen Kaiser Arcadius die edelsten Rathschläge; er will die verunreinigenden barbarischen Elemente aus dem Heere ausgeschieden wissen, mit der *nationalen* Kraft sollen die Römer den Barbareneinfällen begegnen und nicht Barbaren durch Barbaren im Zaume halten, der Kaiser soll sich an die Spitze dieses Nationalheeres stellen und die Feinde in die Einöden Scythiens zurücktreiben. Als Philosoph hat dieser Redner Recht; denn im Bereiche des Gedankens muß man die Welt so schön gestalten, wie sie eben denkbar ist. Wenn aber der ideale Traum als politisch-praktischer Grundsatz unter allen Verhältnissen sich geltend machen will, wird er zur unfruchtbaren, ja gefährlichen Spielerei. Synesius will alle Bürger, den Philosophen und den Handwerker, aufgeboten wissen, er verlangt also

---

[1]) Synesius, *περὶ βασιλείας*.

die allgemeine Wehrpflicht, leider vergißt er die nothwendige Unterlage derselben, ein gesundes, politisch lebendiges Volk, und gewiß hätte der declamierende Philosoph sich sehr gewundert, wenn der Kaiser ihn statt aller Antwort einem römischen Centurionen zur militärischen Ausbildung überwiesen hätte. Dieser unkluge Idealismus hat wesentlich mitgewirkt beim Sturze Stilichos und der Schändung seines Andenkens. Das Bild des Mannes tritt uns nicht nur verflacht, sondern völlig verzerrt aus den Quellen entgegen, und unsere Auffassung könnte in ihrem schroffen Gegensatze zu diesem Zerrbilde als eine willkürliche Geschichtsconstruction erscheinen, wenn wir nicht aus den geistigen und moralischen Schäden der Zeit, welche sich in den Quellen ausprägen, aus der Ueberreizung der Parteileidenschaften die historische und psychologische Nothwendigkeit dieser Verzerrung und sogar dieser bestimmten Art der Verzerrung nachzuweisen vermöchten. Darin liegt eben die Bedeutung dieser so überaus trüben Quellen, daß in der Entstellung eine gewisse Gesetzmäßigkeit herrscht, die uns begreifen läßt, daß das wahre Wesen jenes Mannes in dem Hohlspiegel seiner Zeit sich nur so und nicht anders reflectieren konnte. Daher müssen wir, um unserer Darstellung objective Glaubwürdigkeit zu sichern, die Natur dieser Quellen, die Parteistandpunkte der Autoren in Kürze zeichnen, um so mehr, weil die historische Kritik über der Prüfung des Einzelnen jene durch den Charakter der Zeit und ihrer Parteien bedingten Grundfehler, deren Ausfluß die Entstellung des Einzelnen ist, zu wenig beachtet hat.

Wie in allen Zeiten des Verfalls, in welchen der ideale Gehalt einer bedeutenden Cultur gleichsam aufgezehrt und nur die glänzende Schale zurückgeblieben ist, gerade diese Schale sich füllt mit den Ausflüssen der moralischen und geistigen Krankheiten, so sehen wir auch in jener Zeit der hinsterbenden Römerwelt die durch eine reiche Cultur gewonnene geistige Beweglichkeit, die Fülle der Anschauungen und des Ausdrucks mißbraucht im Dienste der Lüge und unreinen Leidenschaft. Gerade jene heilige Scheu vor der unantastbaren Wahrheit, die Fähigkeit und das Bedürfniß einer objectiven Erkenntniß und Würdigung aller Erscheinungen sind gewichen, die Subjectivität treibt ein frivoles Spiel mit der Außenwelt, und gerade das Reinste und Beste muß sich den gewaltthätigen Stempel dieser unreinen Subjectivität gefallen lassen. Eine fast fieberhafte Maßlosigkeit, eine pointenreiche Raffinerie des Urtheils, ein witzelndes Haschen nach dem Extremen charakterisiert in zahllos verschiedenen Graden die Geister solcher Zeiten. Entwickelt sich nun in diesen Zeiten ein tiefgreifender Gegensatz, wird eine neue Grundanschauung des Irdischen und Göttlichen, durch welche alle Interessen, alles Denken und Fühlen auf's tiefste berührt wird, in diese Welt hineingeworfen, so steigern sich jene Uebel, Alles, was der Beurtheilung der erregten Geister verfällt, der ausgeprägteste Charakter und das klarste Factum, wird dem Partei-Dogma entsprechend rücksichtslos umgestaltet und verfälscht, und von allen Objecten erscheinen uns doppelte Gestalten, beide Zerrbilder und Hirngespinnste, aus denen wir nur mühsam den Kern des Wahren herausschälen können. Einen solchen leidenschaftlichen, alle Erkenntniß und alles Urtheil beherrschenden Gegensatz der Geister hatte damals das zur Weltreligion erblühende Christenthum in der römischen Gesellschaft erzeugt, und wenn wir auch durch die kranke Menge einzelne erhabene Gestalten schreiten sehen, wie sie eine kraftvolle individuelle Anlage im Gegensatze zur Fäulniß der Zeit zu erzeugen pflegt, im Allgemeinen zeigt die römisch-christliche Gesellschaft dieser Zeit die deutlichen Spuren derselben Schäden und Gebrechen, an denen die heidnische Welt krankte, und bewahrheitet so das tiefsinnige Wort der Schrift: „Man soll keinen neuen Wein in alte Schläuche gießen; denn die Schläuche zerreißen, und der Wein verdirbt.“ Der christliche Historiker wetteifert mit dem heidnischen in der Verkennung und Entstellung des Thatsächlichen; ihre erregten Gemüther lassen das Wunder gleich den zahllosen Funken eines Feuerwerks in den Strom der geschichtlichen Ereignisse hineinspielen: der heidnische Autor leitet das ganze Unheil der



Zeit aus dem verlassenen Götterglauben her, ein beraubtes Götterbild läßt Schlachten verlieren und Länder verwüsten; der christliche Autor sucht die Quelle des Elends ausschließlich in den noch verschonten Resten des Heidenthums und läßt seine Glaubensgenossen Siege erfechten, ohne daß sie das Schwert ziehen. Diese gemeinsamen Züge werden natürlich nach der Individualität der Träger verschieden abgestuft, erscheinen hier schroffer, dort milder, und auch diese individuellen Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse der Autoren, aus welchen das Material zur Beurtheilung Stilichos geschöpft werden muß, bedürfen einer fast argwöhnischen Prüfung. Nur auf diese Weise kann der Schutt beseitigt werden, unter welchem das wahre Verdienst des Mannes begraben liegt. Die heidnischen Autoren mögen vorangehen, schon aus dem Grunde, weil ihre Anschauung in der Vergangenheit wurzelt. Eunapius aus Sardes, dessen Geschichtswerk die Zeit vom Tode des Kaisers Claudius 270 bis zum Jahre 404 darstellte, verlangt, so spärlich auch die erhaltenen Fragmente desselben[1]) sind, eine um so gründlichere Prüfung, da sein Werk in dem uns zum größten Theile erhaltenen Werke des Zosimus, unserer Hauptquelle für die Geschichte Stilichos, nicht nur bezüglich des Materials, sondern auch der ganzen Anschauung excerpiert ist. Eunap genoß als Knabe den Unterricht des heidnischen Sophisten und Theologen Chrysanthius, welchen Julian zum Generalpontifex in Lydien ernannt hatte, ging im Alter von 16 Jahren nach Athen, um unter der Leitung des hochbetagten Proäresius seine Studien fortzusetzen. Zwischen Lehrer und Schüler entwickelte sich ein sehr inniges Verhältniß, und die persönliche Einwirkung des Lehrers mußte in der außerordentlich empfänglichen und empfindsamen Seele des Jünglings die tiefsten Spuren zurücklassen. Im 20. Lebensjahre ward er in die neuplatonische Lehre des Jamblichus und in die eleusinischen Mysterien eingeweiht. Nach 5 Jahren in die Heimath zurückgekehrt, vertiefte er seine philosophische Bildung unter der Leitung seines Jugendlehrers Chrysanthius. Dieser geistige Entwickelungsgang[2]) erklärt uns die Lebensanschauung und den schriftstellerischen Charakter Eunaps. Er war schon im zartesten Alter in jenen Kreis gebannt, in welchem die immer mehr entweichende alte Götterwelt durch philosophische Speculation und träumerische Mantik zurückgerufen und neue Bande zwischen ihr und der verlassenen Menschheit geknüpft werden sollten. Er gesellte sich zu den leidenschaftlichsten Vertheidigern jener letzten mystischen Bollwerke des Heidenthums, und mit dem verhaßten Christenthume sah er die Nacht hereinbrechen über die römische Welt. Daher seine stets wiederkehrenden Klagen über das wachsende Unheil der Zeit, über jenen dämonischen Trieb, der die Geister in Ueppigkeit und Schlaffheit herabzieht,[3]) über jene unerbittliche Macht und unbezwingliche, von den Göttern verhängte Nothwendigkeit, durch welche alles Menschliche zusammenstürzt und in wildem Wirbel fortgerissen wird;[4]) daher auch seine Aufmerksamkeit auf Orakel, Wunderzeichen und Wahrsagung als die einzigen und deshalb bedeutsamen Spuren göttlicher Fürsorge für die ungetreue Menschheit.[5]) Ihm muß natürlich in seiner Auffassung und Darstellung der Zeitgeschichte Julian, der letzte kaiserliche Verfechter des Heidenthums, der leuchtende Mittelpunkt sein, zu dem ihn eine leidenschaftliche Liebe hinzieht; mit Julians Auftreten wendet sich alles zum Bes-

[1]) C. Müller, frgm. hist. Graec. IV, 7—56. Der Titel des Buches war: *Ἱστορία ἡ μετὰ Δέξιππον*. Daß unter der *νέα ἔκδοσις* nicht der zweite Theil des Eunap'schen Werkes (Gesch. vom Tode des Theodosius bis 404), welchen er nach Vollendung seiner *βίοι φιλοσόφων καὶ σοφιστῶν* schrieb, zu verstehen sei, sondern die von einem christlichen Gelehrten durch Ausscheidung der bittern Schmähungen gegen das Christenthum castigierte Ausgabe des ganzen Werkes, ist die kaum anzufechtende Ansicht Niebuhrs (Script. hist. Byz. I, p. XIX.). Das ursprüngliche Werk ließ also den im Folgenden gezeichneten Standpunkt Eunaps noch schärfer hervortreten. — [2]) Die Notizen über denselben sind Eunaps *βίοι* entnommen. — [3]) Frgm. 46, 49, 58, 87 bei Müller. — [4]) Frgm. 56. — [5]) Frgm. 26, 27, 40, 106.

sern,[1]) er ist der gottbegnadigte Mann, den ein mystisches Band wie eine goldene Kette an den Göttervater Zeus knüpft,[2]) ihm ist der Seherblick in die Zukunft gewährt,[3]) die staunenden Gallier halten ihn für einen Gott,[4]) und selbst ein Gott vermag nicht den dahingeschiedenen Helden zu ersetzen.[5]) Der Glanz, welcher den Heiden Julian umfängt, breitet sich aus über Alle, welche den alten Göttern treu geblieben sind; mit dem alten Glauben haben sie auch die alten Tugenden bewahrt. Fravitta, der Mörder Eriulfs, ist ein Musterbild der Mannestüchtigkeit, weil er die Götter in alter Weise ehrte, während sein christliches Opfer als ein von wilder Raserei beherrschtes Wesen gezeichnet wird.[6]) Schwelgerei und weichliche Entartung sind die nothwendigen Folgen des Abfalls von der Religion der Ahnen, und in ganz schablonenhafter Beurtheilung werden jene Brandmale des Abfalls allen Abtrünnigen aufgedrückt, so in erster Reihe natürlich dem Kaiser Theodosius,[7]) den Ministern Rufin und Stilicho,[8]) welche, stets durch ein verallgemeinerndes Urtheil gerichtet, als Zwillingsnaturen erscheinen ohne jede individuelle Besonderheit. Und solche nur vom Partei-Dogma geschaffenen Urtheile werden durch das Laster einer maßlosen Rhetorik noch werthloser. Eunap ist nur Rhetor und hat für die ernste Aufgabe eines Historikers kein Verständniß. Das Streben des Dexippus nach chronologischer Ordnung tadelt er mitleidig,[9]) er will nur die ethischen Gesichtspunkte hervorheben, Zahlen sind unnütze Zeugen, nur werthvoll für Rechnungsführer, Rentmeister und Astronomen. Die Darstellung ist unerträglich gesucht, mit doctrinären Sentenzen, kokett ausgesponnenen Gleichnissen, witzigen Hyperbeln und frostigen Wortspielen überladen[10]); die Charakteristik wird bei ihm stets zur Carrikatur, und die drastischen Mittel der Satire verwendet er reichlicher, als der wegen seiner Maßlosigkeit vielgetadelte Dichter Claudian. Wenn trotz allen diesen Mängeln Eunap die Aufgabe des Historikers darin erkennt, ohne Leidenschaft die objective Wahrheit darzustellen,[11]) so beweist jede Zeile der Fragmente seines Werkes, daß jene Worte in seinem Munde nur eine bedeutungslose Rhetorenphrase sind. — Schon die Persönlichkeit Eunaps, sein Bildungsgang, seine Parteistellung, die tief im Zeitcharakter wurzelnden Gebrechen seiner Anschauung und Darstellung lassen seine Urtheile, die nicht aus der Beobachtung des Thatsächlichen erwachsen sind und auch für uns nicht durch unbezweifelbare Thatsachen gestützt sind, als werthlos erscheinen. Und dieser Mangel einer objectiven Unterlage des Urtheils tritt am entschiedensten hervor in der verurtheilenden Bemerkung Eunaps über Stilicho, welche nur die abstracte Parteiansicht ausspricht. Die Neigung, das Urtheil in ungerechtfertigter Weise zu verallgemeinern, verschiedene Individualitäten in ihm zu vermischen, ist eine dem menschlichen Geiste zu allen Zeiten drohende Gefahr; in diesen Zeiten und gerade bei Eunap erscheint sie in ihrer Blüthe; bestimmte Thatsachen, welche natürlich auch der Prüfung bedürfen, werden nur in Bezug auf Rufin vorgebracht. Ein Fragment[12]) enthält zwar scheinbar eine bestimmte Mittheilung über Stilichos raubsüchtige Verwaltung. Er mordete seine Opfer nicht, meint Eunap, sondern beraubte sie nur und zwang sie zu einem schimpflich-ärmlichen Leben. Die Raubsucht der höchstgestellten Staatsbeamten gehört in das stereotype Sündenregister der gegnerischen Partei, erscheint also nicht als individuelles Laster, und die Unmöglichkeit, in dem Lebenslaufe Stilichos pikante Mordthaten aufzuspüren, verwerthet der gewandte Rhetor gerade zu einer besonders boshaften Zuspitzung seines Parteiurtheils. Aber nicht nur die eigene Individualität, auch die äußeren Verhältnisse mußten diesem

[1]) Frgm. 1 u. 8. — [2]) Frgm. 24. — [3]) Frgm. 22. — [4]) Frgm. 12. — [5]) Frgm. 23. — [6]) Frgm. 60. — [7]) Frgm. 48 u. 56. — [8]) Frgm. 63. — [9]) Frgm. 1. — [10]) Fast alle Fragmente können zum Belege dieses Urtheils dienen. — [11]) Frgm. 1, 28, 62, 73. — [12]) Frgm. 88: *Ὁ δὲ Στελίχων οὐκ ἐφόνευσε τοὺς ἀνθρώπους, ἀλλὰ ζῆν αἰσχρῶς ἠνάγκαζε, πάντα ἀφαιρούμενος καὶ πρὸς τὸ βαρύτατον τὴν πενίαν θηρίον . . . . συστέλλων.*



Historiker eine vorurtheilsfreie Beurtheilung Stilichos unmöglich machen. Eunap lebte im Orient, wo das Bild des weströmischen Ministers von dem ersten Tage seiner selbständigen Wirksamkeit an, am gründlichsten entstellt worden nicht nur durch die Parteigenossen Eunaps allein, sondern weit mehr durch den tödtlichen Haß der oströmischen Regierung, welche den Helden geächtet und zum Feinde des römischen Staates gestempelt hatte. Die Verachtung, welche Eunap gegen die oströmische Regierung hegte, konnte ihn nicht zu einem günstigern Urtheile über Stilicho bewegen, vielmehr mußte er seiner Parteistellung und seiner Individualität gemäß von der Erbärmlichkeit und sittlichen Verworfenheit der Lenker Ostroms unbedenklich den Maßstab zur Beurtheilung des weströmischen Ministers entnehmen. Aus dem Westen selber gelangten nach Eunaps eigenen Worten zur Zeit, als der elende Eutrop den Osten regierte, nur völlig unzuverlässige, durch die verschiedensten Leidenschaften gröblich entstellte Nachrichten in das Ostreich[1]), und die Ereignisse, welche der Ermordung Stilichos unmittelbar folgten, rechtfertigten ja in den Augen Aller, welche sein Wirken nicht verstanden — und Stilicho hatte das tragische Schicksal, von Allen mißverstanden zu werden — die schweren Beschuldigungen, welche gegen ihn erhoben wurden, so daß auch nach seinem Tode aus dem Westen her das grundfalsche Urtheil, welches sich im Osten gebildet hatte, nicht berichtigt werden konnte. Es hätte wahrlich einer sehr lebhaften vorgefaßten Sympathie für den Helden bedurft, um durch das von der Bosheit und dem Unverstande gesponnene Lügengewebe zu einer reinen Auffassung desselben durchzudringen, und Eunap mußte ja aus zahlreichen Gründen das Gegentheil eines solchen freundlichen Gefühles hegen. Das Zeugniß Eunaps hat also keine Beweiskraft und erscheint selbst nüchternern Vertretern seines eigenen Glaubens, besonders dem Urtheile Olympiodors gegenüber unwahr.

Olympiodorus, aus dem ägyptischen Theben gebürtig, aus dessen *λόγοι ἱστορικοί*, welche die Geschichte seiner Zeit, der Jahre 407—425, umfaßten, auch nur spärliche Fragmente[2]) erhalten sind, gehörte ebenfalls zu den rhetorisch gebildeten Vertretern der heidnischen Weltanschauung. Er stand dem oströmischen Hofe nahe, wie seine im Jahre 412 unternommene Gesandtschaftsreise zum Hunnenkönige Donatus[3]) und auch sein dem jüngern Theodosius gewidmetes Geschichtswerk beweisen. Daß er auch zu den Mystikern des Heidenthums gehörte, zeigt der Bericht über 3 in Thracien ausgegrabene Statuen, deren barbarische Tracht und nordwärts gewandte Gesichter den unmittelbar darauf erfolgenden Barbareneinfall verkündeten[4]), ferner die Schilderung der bei der Einweihung der Sophisten in Athen gebräuchlichen Ceremonien[5]), der todverkündende Traum des Constantius, des Gemahls der Placidia[6]), die Erwähnung des auf Placidias Befehl getödteten heidnischen Zauberers Libanius, der ohne bewaffnete Schaaren allein die Barbaren bezwingen konnte[7]). Für das Bedeutsame in der Geschichte zeigt auch er wenig Verständniß, das Wunderbare und Seltsame zieht ihn an: ein erstaunlich gelehrter Papagei, welcher tanzte, sang und jeden Menschen bei seinem Namen nannte,[8]) eine pikante Anekdote[9]) dünken ihm wichtiger als eine Staatsaction; seine Darstellung ist zwar nicht so rhetorisch aufgestutzt als die Eunaps,

[1]) Frgm. 74: *Ὅτι κατὰ τοὺς χρόνους Εὐτροπίου τοῦ εὐνούχου τῶν μὲν περὶ τὴν ἑσπέραν οὐδὲν ἀκριβῶς γράφειν ἐξὴν εἰς ἐξήγησιν. Τό τε γὰρ διάσημα τοῦ πλοῦ καὶ μῆκος μακρὰς ἐποιει τὰς ἀγγελίας καὶ διεψθαρμένας ὑπὸ χρόνου, καθάπερ ἐς χρόνιον καὶ παρέλκουσάν τινα νόσον μεταβεβλημένας· οἵ τε πλανώμενοι καὶ σιρατευόμενοι εἰ μέν τινες ἦσαν τῶν περὶ τὰ κοινὰ καὶ δυναμένων εἰδέναι, πρὸς χάριν καὶ ἀπέχθειαν καὶ τὰ καθ' ἡδονὴν ἕκασιος κατὰ βούλησιν ἀπέστειλεν κτλ.* Diese Worte scheinen mir für die Beurtheilung der objectiven Glaubwürdigkeit Eunaps von größter Bedeutung zu sein.
[2]) Müller IV, 57—68. — [3]) Frgm. 18. — [4]) Frgm. 27. — [5]) Frgm. 28. — [6]) Frgm. 34. — [7]) Frgm. 37. — [8]) Frgm. 36. — [9]) Frgm. 30, 40, 42.

sondern nach Photius' Zeugniß formlos und niedrig, nur das Rohmaterial darbietend, aber von dem Laster rhetorischer Uebertreibung keineswegs frei. Um so bedeutsamer ist es, daß dieser Autor über Stilichos Charakter billig geurtheilt zu haben scheint. In den erhaltenen Fragmenten findet sich kein Wort des Tadels über ihn; Olympiodor hebt seine Macht und seine glücklichen Kriege hervor[1]), verurtheilt seine Ermordung und den Mörder Olympius, „den das Recht nicht ungestraft ließ“[2]), und wenn das positive Lob, welches Zosimus im letzten Theile seines Geschichtswerkes dem gemordeten Helden, seiner uneigennützigen Verwaltung und seiner Mäßigung spendet, aus Olympiodors Werk entlehnt ist, — und eine Vergleichung der letzten Bücher des Zosimus mit den Fragmenten Olympiodors macht diese Entlehnung unzweifelhaft — so haben wir in Olympiodor einen gewichtigen Zeugen für die Unschuld und das Verdienst Stilichos, da jenes Urtheil nicht aus der Lebensanschauung und Parteistellung des Schriftstellers zu erklären ist. Freilich meint Tillemont[3]), daß Olympiodor und im Anschlusse an diesen Zosimus deshalb ein günstigeres Urtheil über Stilicho fällten, weil die Heiden aus der entschiedenen und leidenschaftlichen Neigung seines Sohnes Eucherius zu dem alten Götterglauben kühne Hoffnungen für die Zukunft geschöpft hätten. Zunächst ist uns die heidnische Gesinnung des Eucherius nur aus einer — wie wir sehen werden — höchst unlauteren Quelle bekannt, in welcher die Motive einer derartigen Verdächtigung handgreiflich sind. Gesetzt aber auch, daß Eucherius Julian'sche Gelüste verspürt habe, warum urtheilt denn Eunap zum Danke für die heidenfreundliche Gesinnung des Sohnes nicht günstiger über den Vater? Eunap, dessen Urtheil über Personen und Verhältnisse durch seinen religiösen Parteistandpunkt völlig tyrannisiert wurde, wäre wahrlich eher als der maßvolle Olympiodor geneigt gewesen, das unheilvolle Wirken des Vaters um des Sohnes willen zu übersehen. Während aber Eunap — denn die bezüglichen Bemerkungen des Zosimus stammen unzweifelhaft aus seinem Werke — nicht nur die ganze Verwaltung Stilichos verurtheilt, sondern auch sein und seiner Gattin frevelhaftes Gebahren gegen die Heiligthümer der alten Götter hervorhebt und die angeblichen heidnischen Sympathien des Eucherius gänzlich unbeachtet läßt, sollen eben diese niemals zu praktischer Bedeutung gelangten Sympathien des bald nach seines Vaters Sturze ermordeten Jünglings fast zwei Decennien später einen viel leidenschaftslosern Autor, als Eunap war, zu einer kecken Umkehrung eines allgemeinen und wohlbegründeten Urtheils und allgemein bekannter Thatsachen bewogen haben. Es liegt wahrlich sehr nahe, in jener Verdächtigung des unglücklichen Sohnes des Stilicho eine der zahlreichen Lügen zu erkennen, welche den Sturz Stilichos und den Massenmord seiner Anhänger zu einer glorreichen That der Nothwehr und der Rettung des Christenthums und des christlich-frommen Herrschers stempeln sollten. Aber so plump und handgreiflich waren diese Lügen, daß die fanatischen Vertreter des Heidenthums, denen die weise Toleranz Stilichos nicht weniger verhaßt war als den christlichen Eiferern, sie trotz ihrer leichtgläubigen Leidenschaftlichkeit als solche erkannten und verachteten. Kein heidnischer Autor hat sich durch jenes Märchen, welches den niemals bedeutsam hervorgetretenen, früh gemordeten Jüngling zu einem aufkeimenden zweiten Julian machen wollte, verführen lassen, diesem Jüngling auch nur ein Wort der Sympathie zu widmen oder den mit diesem Jüngling angeblich zu Grabe getragenen Hoffnungen der eigenen Partei den leisesten Ausdruck zu geben.

Der dritte heidnische Autor, Zosimus, dessen zum größten Theile erhaltenes Werk[4]) für uns die Hauptquelle dieser Periode ist, war fiscalischer Beamter in Constantinopel, wahrscheinlich zur Zeit des

[1]) Frgm. 2. — [2]) Frg. 8. — [3]) Histoire d. Emp. Rom. T. V, l'empereur Honoré, article XXIX. — [4]) *Ζωσίμου κόμητος καὶ φίσκου συνηγόρου ἱστορία.*



jüngern Theodosius. Wie Polybius die Gründe des Wachsthums römischer Macht entwickelt, so will er den Verfall derselben und seine Ursachen darstellen[1]), und vielleicht hat diese Parallele zur Ueberschätzung des Autors beigetragen. Seit Reitemeier,[2]) der sich wohl als Herausgeber der Geschichte des Zosimus zu einer Apologie desselben verpflichtet glaubte, seine Glaubwürdigkeit und Einsicht verfochten hat, ist die historische Kritik überwiegend mißtrauisch gegen dieses Werk gewesen. Der neueste Darsteller der Völkerwanderung, von Wietersheim[3]), hält ihn zwar für einen „Staatsmann, an dessen richtigem Blick und Urtheil in politischen Fragen nicht zu zweifeln ist,“ nimmt aber im vierten Bande seines Werkes in Folge der Kritik Pallmanns[4]) dieses Urtheil vollständig zurück[5]). Aber selbst Pallmanns Auffassung scheint mir noch zu günstig zu sein, wenn er ihn für „durchaus zuverlässig“ hält in seinen factischen Mittheilungen über die germanisch-römischen Kriege. Nicht einmal die von Pallmann für diese Mittheilungen angenommene Tendenzlosigkeit der Darstellung kann man einräumen, da der überall schroff ausgesprochene Parteistandpunkt des Zosimus, die Sucht, überall die Merkmale des durch das Christenthum und die Schlechtigkeit seiner Vertreter bewirkten Verfalles der römischen Macht zu constatieren, nothwendig auch auf die Darstellung jener Verhältnisse einwirken mußte, um so mehr, als Zosimus durch seine unglaubliche geographische und ethnographische Unwissenheit, durch das ihm gänzlich mangelnde Verständniß für die Logik der Thatsachen in der Verwirrung und Entstellung des Factischen nur zu sehr gefördert wurde. Auch seine von Pallmann bis zu einem gewissen Grade anerkannte Urtheilsfähigkeit in der Besprechung der kaiserlichen Verwaltung, besonders des Steuerwesens[6]), scheint mir aus den darauf bezüglichen trivialen Bemerkungen, welche weder Scharfsinn noch gründliche Sachkenntniß voraussetzen, kaum hervorzuleuchten. Gegenüber der gründlich motivierenden pragmatischen Darstellung des Polybius begründet Zosimus seine Auffassung durch einen oft kindischen, rein äußerlichen Supranaturalismus. Breit erzählte Orakelsprüche, beraubte Statuen, die nach dem dritten Consulate Constantins unterlassene Feier der Säcularspiele sind bei ihm die tiefste Quelle des Unheils[7]). Er hat weder Verständniß für die verschiedenen Grade des Wahrscheinlichen, noch vermag er das Wesentliche vom Zufälligen zu unterscheiden; seine Lust an der Ausmalung eines abenteuerlichen und anekdotenhaften Details, an pikanten Geschichten aus der Scandalchronik des Hofes läßt ihn über das Bedeutsame mit leichtfertiger Kürze hinwegeilen, in der Verdächtigung der Charaktere verfährt er mit einer um die Begründung wenig bekümmerten Rücksichtslosigkeit, die empörende Ermordung der gothischen Geiseln in Asien scheint er für eine lobenswerthe Regierungsmaßregel zu halten, und so zeigt auch er jene Spuren eines abgestumpften sittlichen Gefühls, welche ein bedenkliches Kennzeichen des ganzen Zeitalters sind. Wenn seine Darstellung sachlicher und gewisserhafter erscheint als diejenige Eunaps, so liegt dies lediglich darin, daß er nicht über die schillernden rhetorischen Ausdrucksmittel desselben verfügt, über das Talent satirischer und malitiöser Zeichnung, keineswegs in einer maßvollern und objectivern Auffassung. Zosimus' ganzes Werk ist eine trübe, auch sachlich durchaus verworrene Reproduction verschiedener Quellen von verschiedenem Werthe, und der wechselnde Werth seiner Mittheilungen ist bedingt durch seine wechselnden Quellen und die verschiedenen Grade seiner eigenen Confusion. Wie gedankenlos er excerpierte, ein wie geringes Bedürfniß er verspürte nach einem logischen und psychologischen Zusammen-

[1]) lib. I, c. 57. — [2]) Reitemeier, disquisitio in Zosimum (Einleitung zu seiner Ausgabe). — [3]) Geschichte der Völkerwand. II, 352; auch die Auffassung in III, 460 ist noch zu günstig. — [4]) Pallmann, Gesch. d. Völkerw. S. 152—168. — [5]) v. Wietersheim, Gesch. d. Völkerw. IV, 183 u. 510. — [6]) Pallmann, S. 157. — [7]) Mein Urtheil gründet sich auf zahlreiche Aeußerungen des Autors, welche ich hier einzeln nicht vermerke, um den mir vergönnten Raum nicht durch die Häufung von Citaten zu beschränken.

hange in der Darstellung der Thatsachen und der Charaktere, beweisen schlagend die gänzlich unvereinbaren Urtheile über Stilicho[1]), in welchen wir die durchaus verschiedenen Stimmen Eunaps und Olympiodors vernehmen. Aus Eunap stammt offenbar das principiell verdammende Urtheil über den mit Rufin und mit Eutrop zusammengeschweißten Stilicho,[2]) ferner die Mittheilung, daß Stilicho den Alarich in Arcadien habe entschlüpfen lassen, weil er sich den allen christlichen Staatslenkern a priori beigelegten Wollüsten hingegeben habe, ferner daß Stilichos Gattin ein Bild der Göttermutter seines Schmuckes, Stilicho selber die Thüren des Capitols ihrer Goldbecke beraubt habe; aus Olympiodor stammt das der Besiegung des Radagais gespendete Lob, die Betonung der lautern Gesinnung Stilichos gegen den Kaiser und die römischen Heerestheile, die Erwähnung der edelmüthigen Warnung, welche er trotz seiner eignen Bedrängniß an die italischen Städte ergehen ließ, den aufgeregten Barbaren die Thore nicht zu öffnen, die Anerkennung seines bescheidenen Sinnes, welcher den eignen einzigen Sohn nur zu dem Amte eines Chefs der Cabinetssecretäre (tribunus notariorum) emporsteigen ließ, seiner rechtlichen und uneigennützigen Verwaltung, endlich die ausdrückliche Erklärung, daß die Vertrauten Stilichos nach seinem Morde selbst durch die Qualen der Folter die von seinen Mördern gewünschten Geständnisse über die ihm zur Last gelegten Verbrechen sich nicht erpressen ließen. Das ungünstige Zeugniß des Zosimus steht und fällt also mit dem Zeugnisse Eunaps,[3]) das günstige Urtheil desselben ist in seinem Werthe bedingt durch die Glaubwürdigkeit Olympiodors.

Derselben Partei, welche sich mit zäher Leidenschaft an die alte Götterwelt klammerte, gehören die Männer an, welche gleichfalls nur in die Vergangenheit zurückblickend, mehr noch als den Untergang des alten Glaubens[4]) das Ende der ruhmreichen und kraftvollen altrömischen Politik beklagten. Zu diesen Männern zählt der Dichter Claudius Rutilius Namatianus, welcher fast ein Decennium nach Stilichos Tode in grimmerfüllten Versen den Vorwurf gegen den gemordeten Helden schleudert, daß er Italien den Barbaren preisgegeben habe. Der einseitige Idealist ist in allen Verhältnissen ein schlechter Richter, sein verdammendes Urtheil trifft eben die ganze Welt der Erscheinungen, und weil er nicht begreift, daß die Idee auch in den besten Zeiten nur mit einer schmerzlichen Einbuße ihrer Reinheit und ihres Reichthums ihre Verkörperung gleichsam erkauft und daß alle Thatkraft nur darauf gerichtet sein kann, die von den Zeitverhältnissen gestellte höhere oder niedere Forderung dieser Einbuße möglichst zu beschränken, weil er auch das unabweisbarste Zugeständniß für eine Schändung der Idee hält und lieber mit selbstgefälliger Klage auf das mögliche Maß der That verzichtet und sich in das Traumreich der

[1]) Vergleiche V, 1, 4, 7, 11, 12, 38 mit V, 26, 30, 32, 33, 34.

[2]) Wie willkürlich und gewaltsam das in Betreff Rufins und Eutrops durch Thatsachen belegte Urtheil durch die verallgemeinernde Parteiauffassung auch ohne factische Anhaltspunkte auf Stilicho ausgedehnt wird, scheinen mir Stellen wie folgende (V, 1) schon durch den Satzbau zu beweisen, in welchem der generalisierende Vordersatz den Stilicho mit umschließt, der eine specielle Thatsache enthaltende Nachsatz auf Rufin allein sich bezieht: *ἐπεὶ δὲ ἄπληστος ἦν αὐτοῖς πλοῦτος συνειλεγμένος ἤδη, καὶ τὴν βασιλείαν ἑαυτῷ μνᾶσθαι Ῥουφῖνος ὠνείρο-πόλει κτλ.*

[3]) Die jedenfalls auch aus Eunap geschöpfte, pikant gefaßte Erzählung von der angeblichen Ermordung Mascezels durch Stilicho, die einzige Beschuldigung von wirklich individuellem und concretem Charakter (V, 11) werde ich bei der Erwähnung des erfolgreichen Feldzuges, welchen Mascezel gegen seinen mordsüchtigen Bruder Gildo, den rebellischen Statthalter in Afrika, im Auftrage Stilichos unternahm, aus innern und äußern Gründen als durchaus grundlos erweisen. — [4]) Auch Namatian erhebt eine schwere Anklage gegen Stilicho wegen der Verbrennung der sibyllinischen Bücher (Itiner. s. de reditu suo II, 51).



Idee zurückzieht, ist sein Urtheil nicht minder unfruchtbar als ungerecht. Der Staatslenker soll altrömische Politik treiben ohne das Werkzeug der altrömischen Kraft, er soll die alten Siege erkämpfen ohne die alten Legionen, er soll die unwiderstehliche Macht altrömischer Bürgertugend entfalten, ohne daß ihm auch nur der kümmerlichste Rest dieser Bürgertugend zur Seite steht. Dieser Idealismus hat keinen Sinn für das Werden, Wachsen und Vergehen der Erscheinungen, und gerade in den Zeiten allgemeiner Schwäche äußert er sich gerne, weil er zugleich den trügerischen Schein des Erhabenen leiht und doch so gar bequem ist. Sein Träger verzichtet ja grundsätzlich auf die schweißvolle Arbeit, die Nothbrücke zu schlagen zwischen der Idee und der Welt der Erscheinungen, er wählt sich die leichtere Aufgabe, die Männer, welche mit eigener Lebensgefahr aus dem durch unbeherrschbare Mächte zertrümmerten Schiffe wenn auch nur einen spärlichen Rest der Habe zu retten streben, zu höhnen und zu lästern, weil sie trotz Sturm und Woge das geborstene Schiff nicht neugezimmert haben. Verzeihen wir immerhin den ungerechten Zorn dem Dichter, dessen ganze Seele sehnsuchtsvoll am Glanze einer entschwundenen schönern Zeit hängt, aber machen wir ihn nicht zum Richter über die ernste und sorgenvolle Arbeit des Staatsmannes, der mit unheilbaren Gebrechen rechnen muß. Wie derjenige, der das faulende Glied nicht sieht, die nothwendige Amputation für eine frevelhafte Verstümmelung des Körpers halten muß, so mußten die mit den Phantasiebildern altrömischer Größe spielenden Geister, welche die furchtbare Krankheit der eignen Zeit nicht erkannten, in derjenigen Politik Verrath sehen, welche doch die einzige, wenn auch kümmerliche Rettung bieten konnte. Und Rutilius Namatianus verdient um so eher Nachsicht für seine unkluge Ereiferung, weil er unter dem noch frischen, schmerzvollen Eindrucke der Erstürmung Roms durch die Schaaren Alarichs dichtete und in diesem erschütternden Falle der alten Weltbeherrscherin nur die Folge der Politik Stilichos zu erkennen vermochte, nicht die naturgemäße Folge seines eben so thörichten als frevelhaften Mordes, durch welchen die römische Welt sich selbst des einzigen Mannes beraubte, der jenen Fall zu hindern befähigt war.

Während die bisher laut gewordenen Stimmen den Lenker des Westreiches verurtheilen, weil er den Blick nicht ausschließlich auf die Vergangenheit gerichtet hielt und aus ihr allein, aus dem religiösen Glauben und aus der Politik der Vorzeit, den Maßstab nahm für sein eigenes Wirken, zürnen ihm die leidenschaftlichen Vertreter der neuen Religion, weil er überhaupt noch rückwärts schaute, weil er nicht mit ihrem eigenen trüben Eifer die Reste des alten Götterglaubens zu vernichten strebte, sondern durch weise Schonung aller Gegensätze die letzten Kräfte des Reiches unter sich in gegenseitiger Duldsamkeit zu verknüpfen bemüht war. Wie die heidnischen Autoren den Helden der frevelhaften Verachtung der alten Götter beschuldigen, so klagen ihn die christlichen Autoren heidnischer Sympathieen an, des planmäßigen Hochverrathes an dem christlichen Herrscher, des treulosen Bestrebens, seinen heidenfreundlichen Sohn Eucherius und mit ihm den alten Götterglauben auf den Thron zu erheben. Nur in einem Punkte berühren sich die extremen Parteien, in dem gründlichen Mißverständnisse und in der argen Entstellung der auswärtigen Politik des Ministers; nur mag den christlichen Autoren, welche nicht so erregten Gemüthes der alten Zeiten gedenken und die siegreichen christlichen Gothen nicht mit solcher Gluth altrömischen Hasses betrachten konnten, der gegen die Beziehungen Stilichos zu den Germanen gerichtete Vorwurf nicht so aus tiefster Seele gequollen sein, wie jenen Vertretern altrömischer Zeiten. Sie benutzten den Vorwurf zum Theil wohl nur, weil es doch wiederum ein neuer Stein war, den man auf den verhaßten Helden werfen konnte. Ein gleichzeitiger Autor, dessen Werk bei der trüben Natur der Quellen trotz allen Mängeln von großer Bedeutung ist, mag als Vertreter dieser Partei hier eine besondere Beachtung finden. —

Paulus Orosius, in seiner Heimath Tarrakon in Spanien Presbyter, vielleicht Bischof, war ein Freund des h. Augustinus und verfaßte auf dessen Antrieb, nachdem er von einer Reise durch Palästina und Afrika in die Heimath zurückgekehrt war, einen aus Justin, Livius, Tacitus und andern Quellen geschöpften Abriß der Weltgeschichte,[1]) in welchem er die Behauptung der heidnischen Autoren widerlegen wollte, daß alles Elend der Zeit durch das Christenthum erzeugt sei. Er will den Nachweis führen, daß die vergangenen Zeiten nicht nur eben so unheilvoll gewesen als die Gegenwart, sondern um so unglückseliger, je weiter sie von dem Heilmittel der wahren Religion entfernt gewesen seien[1]). Diesen Nachweis führt er nicht durch innerliche Begründung, sondern durch eine geistlose Sammlung aller Frevel und Unglücksfälle der Vorzeit, und es möchte schwer zu entscheiden sein, ob die bekämpfte Anschauung oder ihre Bekämpfung durch dieses trübselige Compendium der weltgeschichtlichen Misère kläglicher ist. Wie sich bei Ennap das Laster und die sittliche Entartung überall an die Ferse des siegreich vordringenden Christenthums heftet, so hat bei Orosius das Heidenthum stets ein reiches Gefolge von Frevelu, und Julian, der Abgott Ennaps, ist ihm ein Unmensch, der vor dem Parthischen Kriege das Blut der Christen den alten Göttern geweiht hatte und nach dem Siege die Bischöfe und Mönche den wilden Thieren preiszugeben gewillt war.[3]) Orosius mußte in der verhaßten Mäßigung eines Stilicho den Heiden gegenüber ein frevelhaftes Einverständniß mit denselben sehen und um so freudiger den Mord des Helden und seines angeblich heidenfreundlichen Sohnes als die rettende That begrüßen, durch welche eine zweite Julian'sche Epoche im Keime erstickt ward,[4]) weil er in einer wenigstens mittelbaren Beziehung stand zu dem Urheber jenes Mordes, Olympius, dessen bald gebrandmarkter Name uns freilich in Orosius' dürrem Abrisse der Geschichte dieser Jahre nicht begegnet. Olympius, der eine seltene Bosheit unter der Maske süßlicher Frömmigkeit versteckte, hatte nicht minder den Scharfblick eines Augustinus[5]) als die Menschenkenntniß Stilichos zu täuschen verstanden. Nachdem er den Mann, welchem er seine einflußreiche Stellung am Hofe verdankte, angeblich zum Heile der christlichen Religion, gestürzt und gemordet hatte, sucht er seine erlogene Retterrolle durch eifervolle Maßregeln gegen Heiden und christliche Sectierer weiter zu spielen und erbat sich von Augustinus, der, wie so oft die durchaus wahren Charaktere den Virtuosen der Heuchelei gegenüber wehrlos sind, in ihm einen „wahren Sohn der Kirche" sah, in aller Demuth diejenigen Rathschläge, welche er für die Kirche heilsam erachtete. Bei der nahen Beziehung des Orosius zu Augustinus erklärt sich also das befangene Urtheil des Orosius über die That des Olympius und ihre Berechtigung leicht. Nach seiner Auffassung hat Stilicho auch nur zu dem Zwecke die Barbaren das Reich überschwemmen lassen und mit Alarich verrätherische Bande geknüpft, um in der allgemeinen Verwirrung um so leichter seinen heidnischen Sohn Eucherius auf den Thron heben zu können. Den christlichen Barbaren an und für sich ist Orosius nicht abhold; betont er ja sogar die frevelhafte Unbedenklichkeit Stilichos, die frommen Gothen bei Pollentia am Ostersonntage selber anzugreifen,[6]) und preist in dem Berichte über die Erstürmung Roms durch Alarich die Schonung, welche der Sieger und seine siegestrunkenen Schaaren den christlichen Bewohnern der Stadt angedeihen ließen.[7]) Hier zeigt Orosius also ein Verständniß für jene gewissenhafte Menschlichkeit, welche Blut und Leben des Nächsten achtet, während er mit empörender Kälte in dem ohne Recht und Urtheil an Stilichos Anhängern verübten Massenmorde ein eben so zweckmäßiges als gelindes Heilmittel für den von der geträumten Heidengefahr bedrängten Staat erblickt.[8]) Und wie den Mangel eines sichern Rechts-

[1]) Historiarum libri VII. adversus paganos. — [2]) Praefatio ad Augustinum. — [3]) VII, 30. — [4]) VII, 38. — [5]) Augustini epist. 124, 129, ed. Bened. — [6]) VII, 37. — [7]) VII, 39. — [8]) VII, 38.



gefühls, so theilt er auch die krankhafte Wundersucht mit seinen heidnischen Gegnern. Das Zusammenwirken der begreiflichen Factoren der Ereignisse, die naturgemäßen Ergebnisse planvollen Handelns und vernünftiger Motive erkennt er nicht, und überall, wo ein glückliches Gelingen die kluge Berechnung und die mühsame Arbeit eines Stilicho krönt, bei der Besiegung des Gildo in Afrika[1]) und des Radagais in Italien,[2]) setzt er an die Stelle des ehrlich erworbenen Verdienstes das blitzartig einschlagende Wunder.

Solchen Charakter und solchen Werth haben die Zeugnisse leidenschaftlich befangener heidnischer und christlicher Autoren; von durchaus entgegengesetzten Principien, aber mit dem gleichen Eifer und dem gleichen Unvermögen objectiver Erkenntniß ausgehend, müssen sie im Wesentlichen zusammentreffen in ihrem Urtheile über einen Mann, dessen von zweckvoller Besonnenheit gezogene Bahn den gleichen Abstand von beiden Extremen wahrte. Der einzige Zeuge aber, der dem Helden getreulich zur Seite wandelte und auch die kleinsten Züge seines Wesens und Wirkens beobachten konnte, ist ein panegyrischer Dichter, Claudius Claudianus, dessen volltönende Stimme die Kritik stets mit grundsätzlichen, aber unklarem Mißtrauen vernommen hat, welches weder durch eindringendere Prüfung der Eigenthümlichkeiten des Sängers noch durch die nothwendigen Scheidungen innerhalb des von ihm gebotenen Stoffes nüchtern begrenzt und in verschiedene Grade abgestuft worden ist.[3]) Allerdings erscheint der geschichtliche Boden der Claudian'schen Dichtungen schlüpferig und trügerisch genug; Claudian war der unbedingt ergebene Leibsänger Stilichos: er sonnte sich in dem Glücke und in der Gunst seines Herrn, er genoß die vollste dichterische Freiheit in der Auswahl und Gestaltung seiner Stoffe und war weder genöthigt den historischen Faden festzuhalten noch den Reichthum der Darstellung in Einklang zu setzen mit der Bedeutsamkeit des Inhaltes. Er konnte in freier künstlerischer Composition die Schwächen und Fehlgriffe seines Helden überspringen oder durch geistreiche und erfinderische Motivierung und durch die Blumenfülle einer überreichen poetischen Diction verdecken. Dazu war auch er ein echtes Kind seiner Zeit, und die ihr eigenthümliche Maßlosigkeit im Ausdrucke der Empfindung und des Urtheils, die Sucht, Tadel und Lob in's Ungeheuerliche zu steigern, mußte durch seine überaus bewegliche und üppige Phantasie, die sich durch ein umfassendes Studium älterer Dichter und durch die Beherrschung des gesammten Mythenstoffes noch bereichert hatte, in bedenklicher Weise genährt werden. Aber gerade das persönliche Verhältniß des Sängers zu seinem Helden, die unmittelbare Nähe der besungenen Erscheinungen und Ereignisse legten der ausschweifenden Phantasie so viele Fesseln an, daß sie mit der objectiven Wahrheit nicht in völliger Willkür spielen konnte. Claudian ging doch wenigstens von der liebevollen, wenn auch noch so einseitigen und parteiischen Betrachtung einer Persönlichkeit aus, während bei den gegnerischen Autoren das verdammende Urtheil meist ohne Rücksicht auf die Individualität des Verurtheilten von dem abstracten Parteistandpunkte aus gefällt wird, und mag Claudian seinen Helden noch so sehr idealisieren, aus dem dichterisch ergänzten und bereicherten Bilde treten dem sorgfältigen Beobachter doch einzelne Züge, dem Dichter selber vielleicht unbewußt, mit solcher Kraft der Realität hevor, daß sie nur einer objectiv wahren Anschauung entstammt sein können. Die Gestalten der Wirklichkeit leuchten durch die prunkende dichterische Hülle hindurch, eben weil des Dichters Phantasie den Einflüssen der wirklichen Erscheinungen sich nicht völlig entziehen konnte. Wie Stilicho dem Dichter das Urbild aller Tugenden,[4]) so ist ihm Rufin der Inbegriff aller Laster,[5]) und die ganze Fülle mythischer Gestalten, über welche Claudian ver-

[1]) VII, 36. — [2]) VII, 37. — [3]) Die einfache Scheidung zwischen Aeußerungen von tendenziösem und tendenzlosem Charakter ist durchaus unzureichend und verführt sogar oft zu nachweisbar falschen Schlüssen. — [4]) Claud. De laud. Stil. I, 24—35. — [5]) Claud. In Ruf. I, 89—115.

fügt, muß diesen entgegengesetzten Urbildern zur Folie dienen. Gleichwohl ist diese Schilderung, welche scheinbar nur die äußersten Pole des Guten und Schlechten bietet, nicht durchaus vom historischen Boden abgelöst. Schält man dem mythischen Apparat, den äußerlich aufgetragenen Schmuck dichterischer Figuren ab, so verweilt der Sänger nur in der bestimmten und detaillierten Zeichnung solcher Eigenschaften, deren Auswahl sich nicht aus seiner Tendenz, sondern nur aus ihrer Thatsächlichkeit erklären läßt. Wenn z. B. Claudian die weise Sparsamkeit Stilichos in der Militärverwaltung hervorhebt,[1]) so kann diese nüchterne, für den Staatsmann freilich besonders rühmliche Tugend, welche auch den Luxus poetischer Verherrlichung verschmäht, die Phantasie des Dichters nur deshalb beschäftigt haben, weil sie wirklich ein hervorstechender Charakterzug des Helden war. An einer andern Stelle,[2]) wo Claudian im Bereiche des rein dichterischen Schmuckes bleibt, schildert er mit wahrhaft überströmender Fülle von traditionellen Gleichnissen und Redeblumen die maßlose Freigebigkeit seines Helden, und Niemand wird an dieses poetische Kaleidoskop die Anforderung stellen, ein treues Bild der Wirklichkeit uns vorzuzaubern. Wenn daher Claudian die ganze Götterschaar, den Jupiter selber hinter dem schwachsinnigen kaiserlichen Knaben Honorius zurücktreten läßt, so beweist gerade diese überladene äußere Verzierung desselben, daß der Sänger durch dichterische Phrasen den Mangel positiver Eigenschaften umhüllen zu müssen glaubte. Er läßt auf den unthätigen Herrscher mit der vollen Gewandtheit eines Hofdichters den Widerschein der Thaten Stilichos fallen, verwendet aber dies Kunstmittel oft mit einer gewissen verächtlichen Nachlässigkeit, zu welcher er sich nur einem so gedanken- und willenlosen Herrn gegenüber erkühnen konnte. Wenn er, seinen Ausdruck berichtigend, an die Stelle des Kaisers den Minister setzt[3]) oder, des inhaltlosen Lobes müde, den Knaben fallen läßt und die Thaten seines Feldherrn besingt,[4]) wenn er den Kaisersprößling deshalb erhebt, weil er schon in der Wiege den Purpur getragen, während er den Vater Theodosius preist, weil er seine Krone durch eigene Kraft errungen,[5]) wenn er selbst den Ruhm des von Theodosius gegen Arbogast und Eugenius errungenen Sieges für den Sohn in Anspruch nimmt, weil er unter den Auspicien seines Consulats erfochten ward,[6]) wenn er ihn endlich mit einem durch die Volksmenge getragenen Memphitischen Götterbilde vergleicht,[7]) so ist es offenbar, daß der ganze Glanz künstlich erborgt, daß nur die kaiserliche Majestät, nicht ihr Träger gefeiert ist, daß nach Abzug des Purpurs, der dichterischen Decoration und der künstlichen Beleuchtungsapparate nur eine kümmerliche und bedeutungslose Persönlichkeit übrig bleibt. Nur ein Lob des jungen Kaisers wurzelt in thatsächlichen Vorzügen und beweist, mit welchem Eifer sich der Sänger des dürftigsten realen Stoffes bemächtigt, wenn ein solcher aufzufinden ist, er preist den Honorius mit wortreichem Behagen als trefflichen Reiter und Jäger,[8]) und an diese Fertigkeiten müssen wir schon deshalb glauben, weil der Dichter so äußerliche und Allen sichtbare Eigenschaften nicht erdichten konnte. In dieser Gebundenheit des Dichters gegenüber einer Umgebung, welche die Wahrheit seiner Schilderungen unmittelbar controlieren konnte, liegt für viele Aeußerungen desselben die Bürgschaft ihrer Glaubwürdigkeit. Der an Kunstmitteln so reiche Sänger brauchte ja vor der Außenwelt nicht als dreister Lügner zu erscheinen und gerade solche Eigenschaften und Handlungen zu erfinden, deren offenkundige Unwahrheit ihn selbst verächtlich und seine panegyrischen Leistungen zur Satire machen mußte. Und so ist Claudian nicht nur in der Darstellung derjenigen Ereignisse, welche sein Partei-Interesse nicht berührten, ein schätzbarer

[1]) De laud. Stil. II, 147. — [2]) De laud. Stil. III, 223—236. — [3]) In Eutrop. I, 402 „ni tua vel soceri nunquam non provida virtus etc.“ — [4]) De IV. cons. Hon. 432. — [5]) De IV. cons. Hon. 41 u. f. w., 121 u. f. w. — [6]) De III. cons. Hon. 87, — [7]) De IV. cons. Hon. 570—577. — [8]) De III. cons. Hon. 40—50.



Augenzeuge — abgesehen natürlich von der dichterisch freien psychologischen Motivierung, von der bald abrundenden bald zuspitzenden Behandlung des Details — sondern auch auf die wichtigsten Parteifragen wirft die besondere Färbung seiner Darstellung und nicht weniger oft sein Schweigen das bedeutsamste Licht. Wenn er Wichtiges nur phrasenhaft und mit absichtlicher Hast berührt, als besorge er auf den Contrast der Wahrheit und der Dichtung selber aufmerksam zu machen, wenn er in entscheidungsvollen Momenten die Erzählung abbricht und die Phantasie des Lesers auf einen andern Schauplatz lockt, wenn er, dessen Ausdruck so gerne hyperbolisch überströmt, gleichsam unter dem Zwange der ihm nahegerückten Thatsachen sich mäßigt und das bescheidene Maß der That, welche er dichterisch nicht zu steigern wagt, durch geistreiche Motivierung gerade in seiner Bescheidenheit zu verherrlichen sucht, wenn er an anderer Stelle wiederum mit festen und reichen Strichen ganz specielle Erscheinungen zeichnet und gleichsam zum Vergleiche seiner Schilderung mit dem geschilderten Objecte herausfordert, so offenbaren sich in diesen Zügen die klug berechneten Mittel des Tendenzdichters, durch welche er ein möglichst schrankenloses Lob seines Helden und seines Hofes in äußerlichen Einklang zu setzen sucht mit der die Augen und das Gedächtniß seiner Umgebung beherrschenden Wahrheit des Thatsächlichen. Wie fruchtbar für die geschichtliche Forschung aber die Schlüsse sind, welche aus der behutsamen Prüfung der jedesmaligen Verwendung jener Mittel gezogen werden können, beweist vornehmlich die nüchterne, aber ausführliche Schilderung der gerechten Verwaltung Stilichos, welche in einer Reihe bestimmter und prägnant bezeichneter Züge als Gegenbild der unheilvollen Thätigkeit des oströmischen Ministers Rufin erscheint, an einer Stelle sogar ausdrücklich ihr gegenüber gestellt wird.[1]) Wenn wirklich Stilicho und Rufin so gleichgeartet in der Reichsverwaltung gewesen wären, wie Eunap und Zosimus sie schildern, so würde wahrlich der weltkluge Hofdichter sich gehütet haben, durch eine detaillierte Ableugnung aller Schäden und Laster in dem Regimente seines Helden, welche nur den Eindruck der beißendsten Ironie gemacht hätte, gerade den Finger in jene Wunden zu legen; er würde nicht einmal die Frevel Rufins auf diesem Gebiete specialisiert haben, in der wohlbegründeten Besorgniß, die Augen Aller auf die verwandten Frevel seines Patrons zu lenken. Eben weil der frei componierende Dichter diese Gebiete unberührt lassen konnte und vor Allem zu keiner Vergleichung der beiden Männer genöthigt war, ist die Kritik zu dem Schlusse berechtigt, daß seine Darstellung ihrem Kerne nach der Wahrheit entspricht; den Dichter, der so unerschöpflich an poetischen Bildern und Phrasen ist, hätte nur eine seltsame Verbindung von Unklugheit und dreister Lügenfertigkeit aus dem luftigen Bereiche dieser Kunstmittel, an welche Niemand den Maßstab der Wirklichkeit legt, herablocken können zu einer eben so wirkungslosen als frechen Entstellung thatsächlicher Zustände. Daß des Dichters Phantasie und Leidenschaft in der Schilderung oströmischer Verhältnisse und Personen weniger gebunden war, ist offenbar; aber mag er in seinen Schmähgedichten die frevelhaften Gedanken und Pläne Rufins noch so sehr gesteigert haben, die einzelnen Frevel, welche er berührt, werden von vielen andern Autoren in gleicher Weise berichtet, entstammen also nicht der Phan-

[1]) De IV, cons. Hon. 488—513, besonders 493—500:

Nullae nobilium caedes: non crimina vulgo
Texuntur: patria maestus non truditur exsul:
Impia continui cessant augmenta tributi:
Non infelices tabulae: non hasta refixas
Vendis opes: avida sector non voce citatur,
Nec tua privatis crescunt aeraria damnis.

Ferner De laud. Stil. II, 111—184 und In Ruf. I, 297—300.

tasie Claudians, und von einem der dem oströmischen Minister schuldgegebenen Verbrechen spricht ihn nach meiner Ansicht sogar das Schweigen des haßerfüllten Dichters frei. Nach Zosimus' Bericht[1]) soll der verdiente General Promotus, welcher einst den übermüthigen Rufin im Staatsrathe des Theodosius durch einen Schlag in's Antlitz gezüchtigt hatte, auf dem Marsche nach Thracien auf Rufins Anstiften von Barbaren meuchlings ermordet worden sein. Wenn aber Claudian den Promotus im Kampfe gegen die durch Rufins Intriguen aufgewiegelten und über die Donau vorgedrungenen Barbarenschaaren fallen und seinen Tod durch Stilichos Sieg rächen läßt,[2]) so mißt er, der im Uebrigen mit solchem Eifer das Anklagematerial gegen den Todfeind seines Patrons sammelt und auch vollständig zu sammeln in der Lage war, eine unmittelbare Schuld am Tode jenes Führers dem verhaßten Rufin nicht bei, und die Banditenscene des Zosimus gehört entschieden in die Sammlung der von den regierungsfeindlichen Parteien mit solcher Vorliebe ausgeschmückten Criminalgeschichten. — Thatsachen hat Claudian nicht erfunden, nur in freierer Weise verknüpft und psychologisch motiviert. Daß er die Geographie sehr phantastisch behandelt und Völkernamen in buntester Mischung zu einem bloß formellen Aufputze verwendet, kann man dem Dichter gewiß verzeihen, wenn man die Geschichtschreiber der Zeit, welche sich nicht auf die Rechte der Phantasie berufen können, auf demselben Gebiete die gröblichste Verwirrung anrichten sieht. Einem Poeten kann man nicht die Pflichten eines Historikers aufbürden, und aus diesem Grunde ist Claudians Muse, welche die Erscheinung und die äußern Thaten ihres Helden mit unermüdlicher Stimme preist, vollkommen berechtigt, von dem innersten Wesen seines Wirkens zu schweigen. Der Held heroisch-epischer Lobgesänge muß die volle Kraft siegesgewiß und ohne ängstliche Berechnung entfalten, er darf nicht geizen und nicht entsagen, und keine Kluft darf sich zeigen zwischen dem Wunsche und dem Vermögen; die Politik der Resignation aber, der mühsamen Nothbehelfe, der klugen Compromisse widerstrebt einer solchen poetischen Darstellung. Die alt-römische Anschauung in ihrem ganzen stolzen Glanze, damals nur eine thörichte und verhängnißvolle Täuschung, durfte der Dichter unbedenklich der Thätigkeit seines Helden unterbreiten, wenn er auch die Seele und den eigentlichen Werth dieser Thätigkeit dadurch in das Gegentheil verkehrte. Daher ist die Schilderung der Gemüthsart und der Pläne Alarichs ein bloßes Phantasiegebilde;[3]) der Mann, welchen Stilicho mit so weiser Schonung zum Schützer Italiens erziehen wollte, muß dem Dichter ein trotziger und verwegener Titane sein, welchen Jupiter Stilicho mit seinen Siegesblitzen vernichtet; Rom steht in ungebeugter Kraft da, und mit der trügerischen Lebenshoffnung der Hektik schaut es in eine ewige Zukunft der Macht und Größe. Freilich verstummt des Sängers Mund mit dem Jahre 404, mit dem 6. Consulate des Honorius, und mit diesem Jahre entwickelt sich erst recht die eigenthümliche Politik Stilichos. Welche Rolle Claudian nach dem Sturze seines Helden gespielt, wissen wir nicht genauer; dem blutigen Ende seiner Freunde scheint er durch kluge Geschmeidigkeit entgangen zu sein, und das demüthige Bittgedicht, in welchem er die Verzeihung des früher durch ein boshaftes Epigramm von ihm beleidigten Präfecten Hadrian erfleht, beweist, daß er nicht allzu starken Charakters gewesen, wenn er auch seine Muse nicht entehrte durch eine den Mördern seines Gönners dargebrachte poetische Huldigung. So wenig aber auch Claudian die tiefere Idee seines Helden verräth, auch in seinem nach altrömischem Muster zugeschnittenen Bilde sind mittelbare Spuren der an Theodosius' Politik sich anschließenden Wirksamkeit Stilichos wohl zu entdecken. Wenn der Dichter den wunderbar überwältigenden Eindruck der Erscheinung Stilichos auf die barbarischen Gemüther schildert, wenn er ihre Begeisterung für den Helden, ihr

[1]) IV, 51. — [2]) De laud. Stil. I, 94 u. f. w. — [3]) De bello Get. 77—104; de VI, cons. Hon. 127—330.



Verlangen, unter seinen Fahnen zu streiten, ihren treuen Gehorsam so nachdrücklich preist, so werden wir in den Erfolgen, welche der Sänger dem Zauber der Persönlichkeit zuschreibt, die wohlberechnete Wirkung eines sorgsam durchdachten politischen Systems erkennen. Auf einem Gebiete entsprach wirklich die auch auf kleinere Heilmittel bedachte Thätigkeit Stilichos der die Schattenbilder alt-republikanischer Herrlichkeit umspielenden Dichterphantasie. An mehreren Stellen feiert Claudian die Wiedergeburt der alten Freiheit, der republikanischen Würden und Formen, und das dem Urheber dieser neuen Aera gespendete Lob des Dichters wird durch andere Zeugnisse und geschichtliche Thatsachen bestätigt. Was den praktischen Staatsmann bewog, auch eine solche künstliche und rein äußerliche Wiederbelebung abgestorbener Gewalten nicht zu verschmähen, mag die weitere Darstellung seines Wirkens lehren. Bemißt man den Werth der Claudian'schen Dichtungen für die geschichtliche Forschung nach der gegebenen Charakteristik, welche doch ein sattsames Maß des Mißtrauens und der Zweifel, nur geregelt und abgestuft, in sich schließt, so erscheint das Zeugniß des Dichters bisher von der Kritik entschieden unterschätzt. Claudian wird einfach als Lob- und Schmähdichter von Profession durch ein knappes Urtheil aus der Reihe der geschichtlichen Zeugen gestrichen, wenn der Gegenstand der Untersuchung den Kreis seiner Interessen auch nur leise berührt, und man achtet auf seine Stimme nur bei solchen Fragen, welche diesem Kreise völlig entrückt sind, vergißt aber dann in allzu bereitwilliger Aufnahme unwesentlicher Einzelheiten, daß, wenn Claudian keinen Grund hatte, sie künstlich zu entstellen, er doch als Dichter auch keine Verpflichtung fühlen konnte, sie mit nüchterner Treue darzustellen. Claudians Verse müssen, so sklavisch ihr Autor auch im Gefolge eines großen Mannes seine Kunst verwerthet, den prosaischen Berichten der Zeit gegenüber eine höchst willkommene Quelle sein, weil doch das Schlechte immer besser ist als das Schlechtere; er war mehr gebunden und eingeengt durch die Macht des Thatsächlichen als ein Zosimus und ein Orosius, gerade seine künstlichen Mittel, dem Berichte der vollen Wahrheit auszuweichen, lassen uns dieselbe manchmal ahnen, und seine schwülstige Hülle ist leichter abzulösen vom geschichtlichen Kerne als die rücksichtslose und nüchterne Parteilüge der andern Autoren.

Dieser poetischen Quelle gesellt sich eine andere von entgegengesetzter Natur zu, welche die Kritik bisher nicht in umfassendem Zusammenhange, sondern nur zur Beglaubigung und Erklärung von Einzelheiten ausgebeutet hat, der im Jahre 438 auf Befehl des oströmischen Kaisers Theodosius II. promulgierte und auch im weströmischen Reiche eingeführte Theodosianische Codex. Er enthält in 16 Büchern, nach Materien geordnet, die kaiserlichen Constitutionen aus der Regierungszeit des Constantinus und der folgenden Herrscher bis zur Publication des Codex und gewinnt dadurch den Charakter einer historischen Quelle, daß auch die durch spätere Erlasse abgeänderten Gesetze aufgenommen und durch sorgfältige Angabe des Datums für die richterliche Entscheidung in Collisionsfällen ein sicherer Anhalt geboten worden ist. So objectiv demnach gerade diese Quelle zu sein scheint, erfordert ihre Benutzung doch eine große Behutsamkeit. Abgesehen davon, daß nicht die ganze Motivierung der einzelnen Edicte aufgenommen, daß in der uns erhaltenen kaiserlichen Verfügung von 435 der mit der Abfassung der Sammlung beauftragten Commission die bedenkliche Ermächtigung gegeben wird, einzelne Aenderungen vorzunehmen, sind auch bei der so überaus complicierten und an Schäden überreichen Verwaltungsmaschine des damaligen römischen Reiches Werth und Tragweite der einzelnen Erlasse oft schwer zu bestimmen. Oft wird ein größeres Uebel durch ein kleineres ersetzt, und die Möglichkeit gründlicherer Heilung ist zweifelhaft, oft ist das Gesetz zu allgemeiner Natur und seine praktische Bedeutung nicht abzugrenzen, oft — und dies ist die bedenklichste Seite dieser Quelle — sind diese Constitutionen lügenhaft geschminkt und verbergen hinter humanen Phrasen und einem erheuchelten Interesse für das Landeswohl die selbsüchtigen Zwecke, die

Habgier oder die Unfähigkeit der Machthaber. Dazu kommt noch die in zahlreichen Fällen geradezu unlösbare Frage, ob und in welchem Grade die rechtliche Vorschrift praktisches Leben gewonnen hat; eine gute Absicht ist sehr lobenswerth, aber nur das Maß ihrer Ausführung kann für die Beurtheilung staatsmännischer Thätigkeit den Ausschlag geben. Trotz allen diesen Schwierigkeiten aber, trotz mancher undeutbaren Einzelheit erscheint doch dem den ganzen Zeitraum von 395—408 umfassenden Blicke die Einwirkung der politischen Grundsätze Stilichos auf die wichtigsten Gebiete der innern Reichsverwaltung, namentlich auf das Steuerwesen, die städtischen Verfassungen, das Privilegienwesen und die kirchlichen Verhältnisse in einem ziemlich klaren Bilde, und die nachweisbare energische Ausführung der auf die kirchlichen Fragen bezüglichen Verordnungen kann wohl für eine ähnliche Thatkraft auf den andern Gebieten bürgen. —

---

Der zweite Theil dieser Arbeit, an deren Vollendung der Verfasser durch seine Einberufung zur mobilen Armee verhindert wurde, bleibt einer spätern Veröffentlichung vorbehalten.